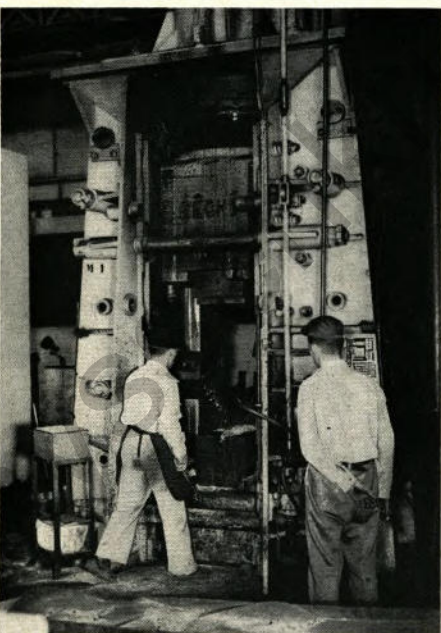






Zwei Anschläger – einer untertage im Kommandostand und einer übertage vor dem Steuertisch – auf unserem Bild ist es Ludwig Schmelzer – steuern mit Knopfdruck die Förderkörbe im Hansenschacht. In zwei Förder-schichten täglich bringen sie 4700 Tonnen Rohkohle in etwa 1500 Förderwagen ans Tageslicht



In Hénin-Liétard, einer nordostfranzösischen kleinen Stadt, liegt die 1956 gegründete Hoesch-Gesenkschmiede „Schwinn SARL“, eine Tochtergesellschaft der Homburger Schwinn AG. Die Rückseite dieses Heftes zeigt die Mitarbeiter Herpson und Malice an einem Gesenkschmiedehammer

„Der Staat, das sind wir!“

Am 17. September wählen die Bürger der Bundesrepublik ihre Abgeordneten für den Vierten Deutschen Bundestag.

Wenn wir – wie schon vor den Wahlen der Jahre 1953 und 1957 – an dieser Stelle von den Bundestagswahlen sprechen, kann und soll dies nur ein gezielter und diesem hochpolitischen Vorgang angemessener Hinweis auf dieses bedeutsame Ereignis unseres staatlichen und staatsbürgerlichen Lebens sein. Haben wir nicht selbst in diesem einen Menschenalter miterleben müssen, daß eine Demokratie auf die Dauer nur leben und gedeihen kann, wenn jeder Bürger seine staatsbürgerlichen Rechte ausübt und sie nicht leichtfertig aufgibt und so gerade den Feinden der Demokratie zuspielt? Wollen wir vergessen, daß eine Demokratie ohne aktive Demokraten ein so trauriges Ende nehmen muß wie die Weimarer Republik? Was wurden wir damals? Was wären wir heute ohne eine einigermaßen funktionierende Demokratie? Scheußlich, daran nur zu denken!

Das erste und wichtigste Recht in jedem freiheitlichen Staate ist nun einmal das Wahlrecht, des Bürgers freie Mitbestimmung im politischen Leben. Allgemeine, freie, gleiche und geheime Wahlen sind das entscheidende Merkmal jeder demokratischen Staats- und Gesellschaftsordnung. Sie vor allem geben unserem Grundgesetz den lebendigen Inhalt, das verpflichtend fordert und gebietet: „Alle Staatsgewalt geht vom Volke aus.“

Mit der Abgabe des Stimmzettels bekunden wir, daß die Demokratie und ihre Grundrechte für uns keine leere Form sind, sondern zum Leben des freien, selbstbewußten Menschen gehören wie die Luft zum Atmen. Mit der Abgabe des Stimmzettels urteilen wir über die Politik der vergangenen und bestimmen die Politik der zukünftigen Jahre und damit unser und unserer Kinder Schicksal und Wohlergehen. Mit den Füßen, so rief es Kennedy in seiner großen Rede dem amerikanischen Volk zu, mit den Füßen stimmen tagtäglich die Flüchtlinge und die Vertriebenen Mitteldeutschlands für die Demokratie, wie wir sie uns vorstellen und wie sie sie sich denken, wenn sie dieser Entscheidung für die Freiheit Hab und Gut und Hof und Heimat opfern. Unsere Sorge sollte es sein, diese Demokratie mit ihren Freiheits- und Grundrechten zu erhalten, auszubauen und zu gestalten. Wie anders könnten wir das Vertrauen rechtfertigen, das uns diese Menschen und darüber hinaus die ganze freie Welt entgegenbringen?

Jeder bedenke darum: Wer nicht wählt, entzieht sich seiner staatsbürgerlichen Verantwortung und hilft ausgerechnet denen, die er nicht will als Repräsentanten seines Volkes, dem er auf Wohl und Wehe verbunden ist, also nicht will als Abgeordnete im Bundestage.

Werden die Entscheidungen unseres politischen Lebens nicht immer schwerer? Ist in den vergangenen zwölf Jahren der außenpolitische Horizont schon einmal so düster gewesen wie gerade jetzt? Waren wir der Wiedervereinigung schon einmal ferner als heute? Sind die gesellschaftspolitischen, die sozialen und wirtschaftlichen, die steuerlichen und alle die vielen Fragen, die unser tägliches Leben bestimmen, einfacher geworden in unserer immer komplizierter und immer unübersichtlicher werdenden Welt?

Am 17. September ist es an uns, mit dem Wahlzettel die Männer und Frauen für das schwere und verantwortungsvolle Amt der Bundestagsabgeordneten zu bestimmen, die alle diese Fragen in den nächsten vier Jahren in unserem Sinne behandeln und, wenn möglich, auch in unserem Sinne entscheiden!

Am 17. September denke jeder daran: Der Staat, das sind wir!

Dr. Harald Koch

Inhalt

- 311 So fördern wir im Hansenschacht
- 315 In Frankreich steht die jüngste Hoesch-Schmiede
- 319 Erich Bechtolf in der letzten Aufsichtsratssitzung der Hoesch AG
- 320 Wir wählen den 4. Bundestag ■
- 322 Was Helle und Stur von der Bundestagswahl halten
- 323 Passiert – notiert – fotografiert
- 324 Planvolle Energiepolitik gefordert – Gewerkschaftstag der IG Bergbau und Energie
- 325 50 Jahre bei uns
- 326 Das Bild des Monats
- 327 Wie die andern leben – Familie Pedersen in Dänemark ■
- 330 Liegt die politische Macht bei den Sachverständigen? Das 10. Europäische Gespräch der Ruhrfestspiele
- 332 Mitverantwortlich für die Sicherheit
- 333 Bergbaujugend reitet Steckenpferde
- 334 Eine gut gelungene Belegschaftsveranstaltung
- 336 Die Handschrift des Genies ■
- 341 Bei Inangriffnahme eines Briefes ■
- 342 Jubilare
- 343 Fotowettbewerb



Hoesch AG Bergbau Essen-Altenessen



Hoesch AG Westfalenhütte Dortmund



Hoesch AG Walzwerke Hohenlimburg



Hoesch AG Rohrwerke Hiltrup



Schmiedag Aktiengesellschaft Hagen i. Westf.



Zweigniederlassung Werk Ruegenberg Olpe i. Westf.



Maschinenfabrik Deutschland AG Dortmund



Trierer Walzwerk Aktiengesellschaft
Wuppertal-Langerfeld



Schwinn Aktiengesellschaft Homburg/Saar

Schwinn S.à.r.l.Hénin-Liétard (Pas-de-Calais)



Becke-Prinz GmbH Dortmund



Dörken Aktiengesellschaft Gevelsberg



Rheinischer Vulkan, Chamotte- und Dinaswerke mbH
Oberdollendorf a.Rhein



Dortmunder Drahtseilwerke GmbH Dortmund

Carl Flügge GmbH Hamburg



Dortmunder Plastik GmbH Dortmund



Hoesch Bergbautechnik GmbH Dortmund



Werk Federstahl Kassel



Hoesch Eisenhandel mbH Dortmund

Claasen, Muth & Co. GmbH Bremen



Hoesch Reederei und Kohlenhandel GmbH Essen



Schiffswerft und Maschinenfabrik
Mainz-Gustavsburg GmbH



Hoesch Düngerhandel GmbH Dortmund



Hoesch Export GmbH Dortmund

Hoesch Export GmbH Oficina de Madrid

Hoesch Export GmbH Bureau Bruxelles



Hoesch Argentina S.A. Industrial y Comercial
Buenos Aires



Hoesch Limited London



Hoesch Italiana Mailand



American Hoesch Inc. New York

Industriewerte AG Dortmund

Gesamtbelegschaft 49000

So fördern wir im Hansenschacht

Bis vor wenig mehr als hundert Jahren hatte der Steinkohlen-Bergmann die Erdoberfläche nur „angeknabbert“ und sich mit der so gefundenen Kohle begnügt. Heute bringt er Schächte nieder, die bis weit über tausend Meter in die Tiefe reichen und kilometerweite unterirdische Arbeitsstätten erschließen.

Sehen wir uns einen solchen Schacht, das verzweigte Schienennetz auf der Fördersohle und den Kreislauf der Förderwagen zwischen Unter- und Übertage an. Beobachten wir die pausenlos auf- und abwärts gleitenden Förderkörbe im Hansenschacht unserer Altenessener Schachtanlage Fritz-Heinrich.

Wissen Sie, wie ein Förderkorb aussieht? Wenn nicht, dann stellen Sie sich die Kabine eines Aufzugs vor. Die Höhe dieser „Kabine“ kann es mit ihren sechs Etagen allerdings mit der eines vierstöckigen Hauses aufnehmen: der Förderkorb im Hansenschacht ist beispielsweise fünfzehn Meter hoch – und mißt in der Breite doch nur wenig mehr als einen Meter. Erheblich schneller als ein Auto im Stadtverkehr fahren darf – mit 65 Kilometern je Stunde nämlich –, gleitet solch Korb im Hansenschacht in die Tiefe. Bei einer Tiefe von 854 Metern erreicht er die Fördersohle.

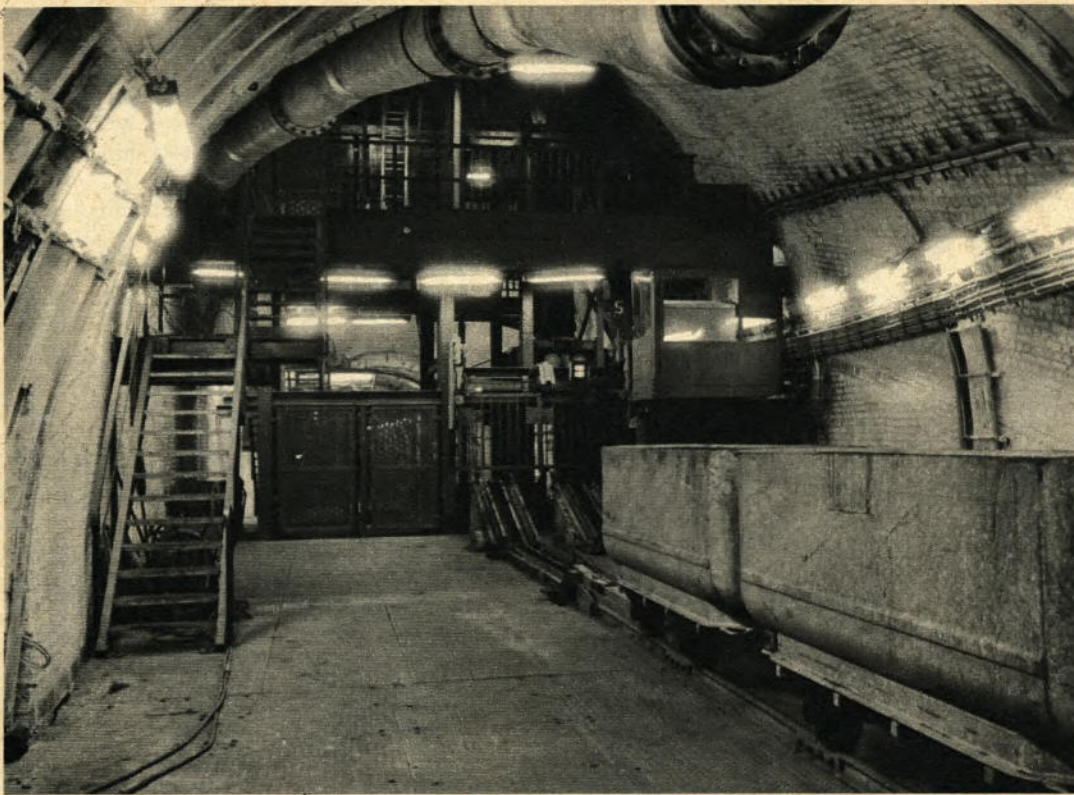
Wie der Förderkorb beschickt wird

Wenn der Korb auf der 8. Sohle stillsteht, öffnet sich das Gittertor vor dem Schacht. Die „Schwingbühne“, das letzte, hochgekippte

Rationalisierung im Hoesch-Bergbau



▲ Dieser Blick auf das Füllort und auf den zur Förderung bereitstehenden Kohlenzug auf der 8. Sohle im Hansenschacht zeigt die menschenleeren, weitläufigen Gleisanlagen des Füllorts



◀ Erst nah am Schacht erkennt man den hochgebauten Steuerstand (rechts), von dem aus ein Mann die Förderkörbe beschickt. Deutlich sichtbar sind die beiden aufgerichteten „Schwingbühnen“, über die die Wagen auf den Korb rollen

Schaltern, zwischen denen Lämpchen und Schriften aufleuchten und wieder verlöschen. Unwillkürlich erinnert man sich an den Arbeitsablauf in einem neuzeitlichen Walzwerk, in dem ebenfalls vom Steuerstand aus die ganze Anlage gesteuert wird ...

Ein Mann beschickt den Korb

Fragt man den Anschläger, ob er allein den Korb beschickt, so nickt er bestätigend und erläutert, daß diese Aufgabe gar nicht so schwer sei, weil viele Einzelvorgänge selbsttätig ablaufen, einander kontrollieren und aus Sicherheitsgründen gegeneinander verriegelt sind.

„Was heißt das?“

„Der Förderkorb muß richtig stehen, und die Fördermaschinenbremse muß aufliegen, bevor ich über diesen Hebel einen Förderwagen auf den Korb drücken kann. Bewege ich den Hebel, wird aber auch zugleich ein Signal ausgelöst, das die Vorsperre an den Schienen löst, so daß der nächste Wagen nachlaufen kann. Außerdem rückt der Zug um eine Wagenlänge nach.“

„Und wie geschieht das? Eine Lok ist doch nirgendwo zu sehen?“

„Zwischen den Gleisen läuft die sogenannte ‚Beschick-Kettenbahn‘. Ihre hochstehenden Zacken packen die Wagenachsen und schieben den Zug weiter.“

„Und was geschieht dann?“

„Ist der Förderwagen über die gesenkte Schwingbühne auf den Korb gerollt, gebe ich das Fertigsignal an die Fördermaschine. Aber es kann nur ausgelöst werden, wenn die Schwingbühne wieder hochgestellt ist und wenn der Wagen auf dem Korb die vorgeschriebene Stellung hat, so daß er vor und hinter sich zwei Lichtschranken freigibt. Sehen Sie – so!“ Der Anschläger dreht einen Schalter und drückt einen Knopf. „Das ist das Fertigsignal.“ Im selben Augenblick hebt sich der Korb. „Weshalb sind zwei Kontakte für ein Signal nötig?“

„Zur Sicherheit. Damit man nicht aus Versehen den Knopf berührt. Werden Schwenktaste und Druckknopf zusammen betätigt, kann man keinen Fehler machen.“

Schienenstück der auf den Schacht zuführenden Gleise senkt sich. Ein kräftiger Hebelarm reckt sich aus dem Boden zwischen den Schienen, gleitet nach vorn und stößt einen bereitstehenden Förderwagen auf den Förderkorb.

Der mit Kohle gefüllte Wagen drückt dabei einen leeren Wagen aus dem Förderkorb auf die „Ablaufseite“ hinaus. Gleichzeitig rollt der nächste beladene Wagen vor den Schacht, und der ganze wartende Kohlenzug rückt um eine Wagenlänge vor.

Nun hebt sich der Förderkorb um zweieinhalb Meter, so daß die nächste der insgesamt sechs Etagen frei wird. Ist der Förderkorb mit sechs Förderwagen beschickt, von denen jeder etwa drei Tonnen Rohkohle enthält, schließen sich

▼ Diese schematische Skizze macht viele Einzelheiten des Fördervorgangs klar. Zu erkennen ist der wartende Zug, den eine zwischen den Schienen liegende Kettenbahn jeweils um eine Wagenlänge vorzieht; vor ihm stehen zwei Wagen, die der „Aufschieber“ (1) in den Korb drückt, zu dem die Schwingbühnen (2) die Verbindung herstellen. Auch die Vor- und Hauptsperren (3), die die Wagen halten, sind eingezeichnet

die Schachttore, und der Korb verschwindet so geräuschlos nach oben, wie er gekommen ist.

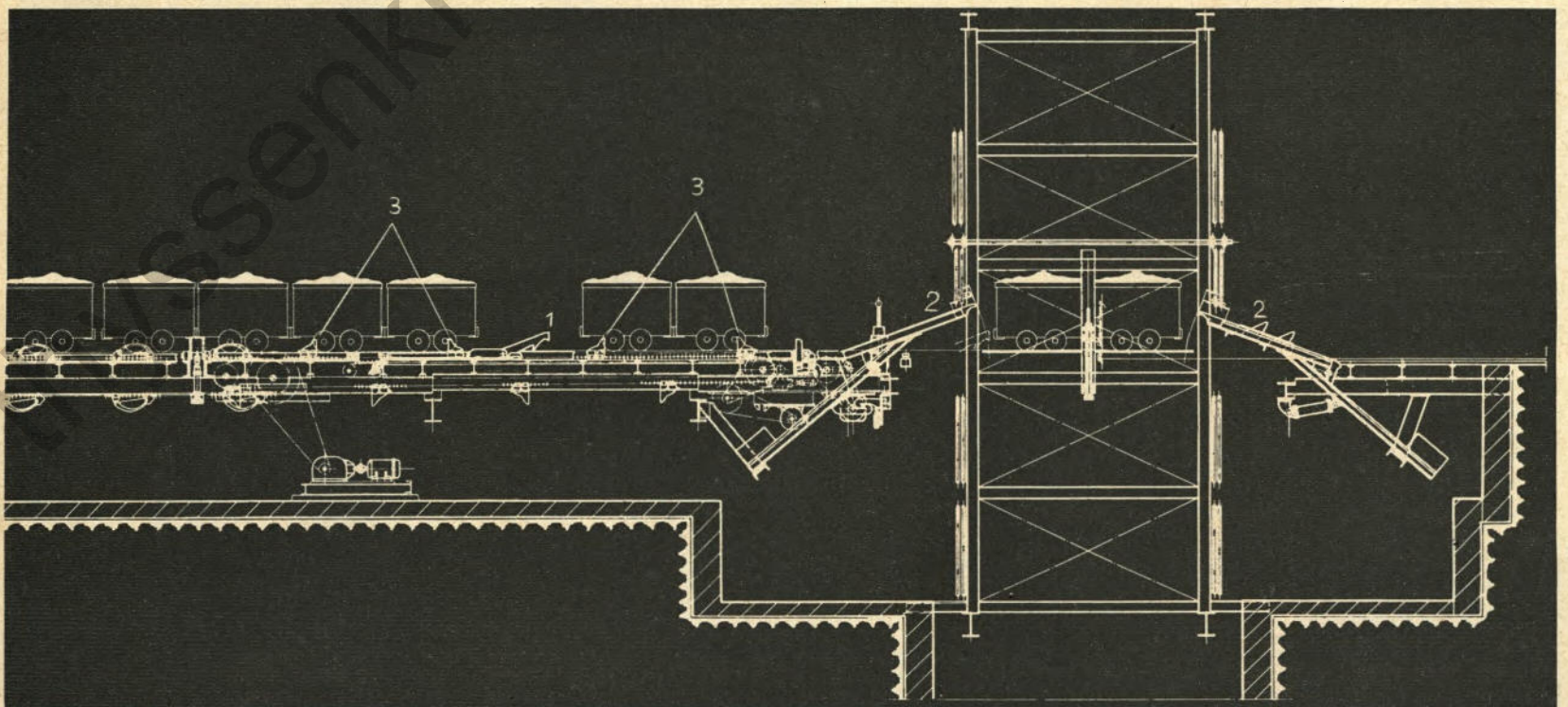
Wo sind die Menschen?

Wenige Minuten nur hat das „Beschicken“ gedauert. Minuten, in denen ungezählte elektrische Impulse eine Vielzahl mechanischer Vorgänge auslösten.

Doch wo sind die Menschen, die das alles veranlassen? Wer zieht die Gitter vom Schacht? Wer betätigt die Schwingbühne? Wer drückt den Wagen auf den Korb und läßt zugleich den Kohlenzug weiterrücken?

Schaut man sich nicht genau um, sieht man keinen Menschen auf der 8. Sohle am Hansenschacht. Erst wenn man den Kopf hebt, entdeckt man über sich einen Steuerstand aus Stahl und Glas.

Hier ist der Arbeitsplatz des Anschlägers, der früher neben dem Schacht stand und von dort seine Signale nach oben gab. Heute sitzt er vor zwei Steuerpulten mit vielen Knöpfen und





„Und was ist das?“

„Eine kleine Gleis- und Meldetafel. Auf ihr kann ich erkennen, wo die im Füllort bereitstehenden Züge enden und wann ich sie heranholen muß. Auch das geschieht mit Hilfe einer Kettenbahn, die ich von hier aus betätige.“

In der Glaskanzel auf der Ablaufseite

Verblüfft über das sorgfältig ausgeklügelte System von Sperren, Sicherungen und automatisch aufeinanderfolgenden Arbeitsgängen klettern wir aus dem Steuerstand und treten auf die andere Schachtseite, wo die leeren Wagen aus dem Förderkorb rollen und wieder zu langen Zügen zusammengestellt werden.

Auch hier ist nur ein Mann zu sehen, der, ähnlich wie sein Kollege auf der anderen Seite, von einer Glaskanzel aus einen etwa hundert Meter weiten Blick über die langen Reihen der Leerzüge hat.

Am weitesten aber reicht sein Auge, wenn er nicht aus der Kanzel, sondern vor sich auf den großen Stell Tisch des modernen Gleisbildstellwerkes sieht, auf dem alle Gleisanlagen des Füllorts – sie sind aneinandergereiht kilometerlang und führen in weitem Bogen um den Schacht – schematisch angeordnet sind. Farblich ausgeleuchtete Gleissymbole verraten auf den ersten Blick, wie die Weichen und Signale stehen und wo sich in jedem Augenblick die in Schachtnähe fahrenden Züge befinden.

Drucktasten stellen Fahrstraßen

Gerade drückt der Stellwerkswärter ein paar Tasten, und auf dem Stelltisch werden rote Lichter grün oder weiß und umgekehrt.

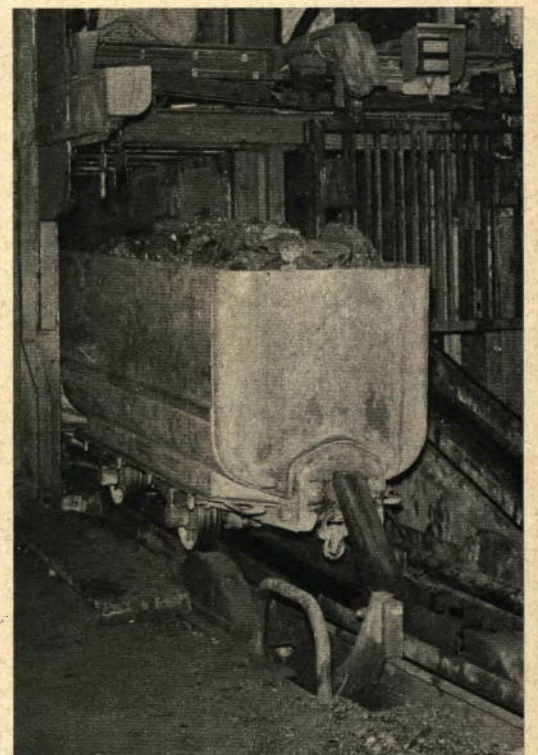
„Was hat das zu bedeuten?“

„Ich habe für einen wartenden Zug eine Fahrstraße zum Schacht gelegt. An den weißen Lichtern sah ich, daß die vorgesehene Strecke frei war. Dann habe ich von hier aus alle auf dem Weg liegenden Weichen ferngesteuert und den sichernden Streckensignalen die richtige Stellung gegeben. Versuche ich – sehen Sie hier – eine Weiche falsch zu stellen, so wird dieser Befehl einfach nicht ausgeführt. Alle Kommandos müssen sinnvoll sein, sonst werden sie nicht befolgt. Außerdem lösen sie als Warnsignal ein flackerndes Licht aus – hier ist es – und stellen die Fahrsignale auf ‚Stopp‘. Genau dasselbe geschieht, wenn Weichen oder Signale gestört sind.“

„Und wie sieht der Wagenumlauf übertage aus?“

„Im Grunde genau wie hier. Auch oben steuern zwei Mann – einer am Schalttisch vor dem Schacht und einer im Stellwerk – den ganzen Förderbetrieb.“

▲ Auf der anderen Schachtseite – dort, wo die leeren Wagen aus dem Korb hinausgedrückt werden – ist das Stellwerk untergebracht. Dieser Blick auf den Gleisbild-Stelltisch zeigt recht gut die verzweigten Gleisanlagen des Füllorts mit ihrer Vielzahl von Weichen und Signalen, die alle von hier aus ferngesteuert werden

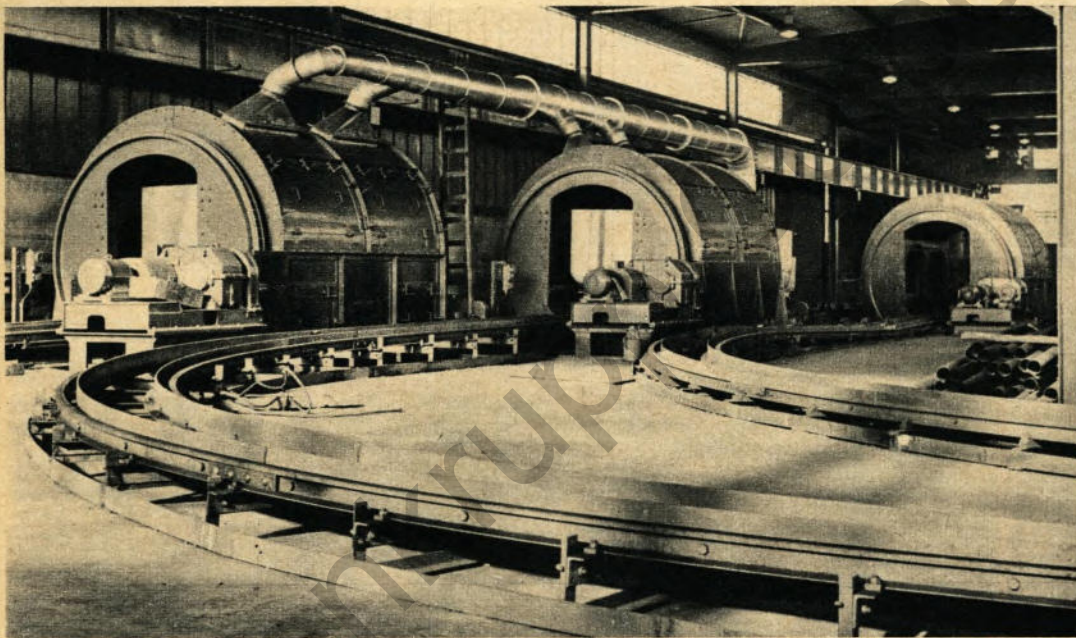


► Über die gesenkte Schwingbühne rollt der Wagen, vom Aufschieber auf den Korb gedrückt

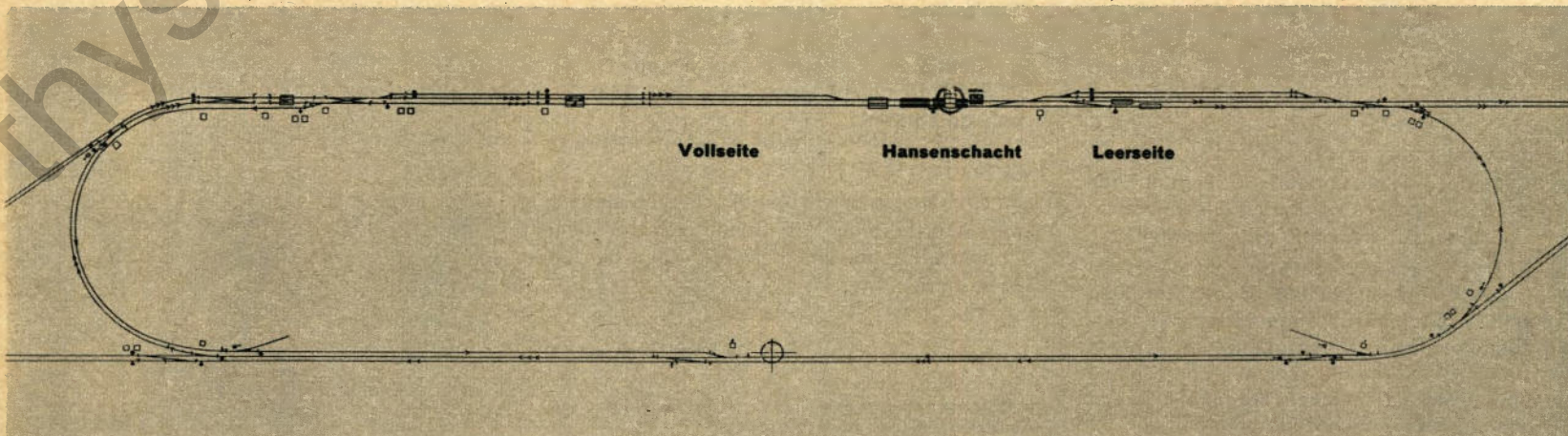


▲ Früher gab der Anschläger am Schacht stehend seine Signale nach oben, heute „besichtigt“ er von dieser Kanzel aus den Förderkorb; viele Einzelvorgänge laufen dabei automatisch ab

▼ Auf diesem Bild, das einen Ausschnitt aus dem Wagenkreislauflauf über Tage zeigt, sind drei Wipper zu erkennen, in denen die vollen Wagen umgedreht werden, so daß die Kohlen auf breite Transportbänder rutschen



▼ In weitem Bogen führen die Gleisanlagen auf der 8. Sohle um den Hansenschacht – ihre Ausdehnung macht diese Zeichnung deutlich



In drei Wippen werden die Förderwagen entleert

Wir kehren nach Übertage zurück und überzeugen uns selbst. 39 Meter über dem Erdboden führt hier der Wagenumlauf in Dreiecksform um den Förderturm.

Wieder sehen wir Kettenbahnen, die die leeren Wagen zum Schacht ziehen, Aufschieber, die die leeren Wagen in den Förderkorb stoßen und damit zugleich die vollen Wagen aus dem Korb drücken. Wir beobachten, wie die gefüllten Wagen zu drei Wippen rollen, die riesigen Tonnen ähneln. In ihnen werden die Wagen auf den Kopf gestellt, wobei ihr Inhalt auf breite Bänder geschüttet wird. Die Kohle hat den Weg vom Flöz untertage über den Transport im Förderwagen nach Übertage hinter sich. Nun ist sie auf dem Weg zum Rohkohlenturm...

Beeindruckt von dem reibungslosen Ablauf so verschiedenartiger und zahlreicher Arbeitsgänge, schauen wir dem Kreislauf der Förderwagen zu. Es gibt keinen Zweifel: Zwei Mann untertage und zwei Mann übertage bewältigen während einer Schicht die Förderung des Hansenschachtes*. Gemeinsam mit ihren Kollegen von der zweiten Förderschicht bringen sie in sechzehn Stunden nicht weniger als 4700 Tonnen Rohkohle in etwa 1500 Förderwagen ans Tageslicht. Und in wenigen Jahren, wenn die gesamte Förderung der Schachtanlage Fritz-Heinrich auf dem Hansenschacht vereinigt ist, werden sie sogar fast das Doppelte schaffen. Die elektrische Steuerungstechnik erlaubt unseren Mitarbeitern diese Leistung. Wie überall, wo die neuzeitliche Regeltechnik ihren Einzug hält, bewirkt sie auch hier den wirtschaftlich günstigsten Betriebsablauf und bürgt für größtmögliche Sicherheit. Es ist offensichtlich: Die Mechanisierung im Bergbau, für die die Förderung im Hansenschacht ein eindrucksvolles Beispiel ist, geht mit Riesenschritten voran.

* Wollen wir ganz genau sein, zählen wir noch den Fördermaschinen hinzu, der die Fördermaschine überwacht, obgleich der Korb bei der Güterförderung automatisch durch die Signale der beiden Anschläger gesteuert wird. Hinzu kommen auch noch die beiden Jungen untertage, die die Wagen los- oder aneinanderkoppeln. Aber auch sie werden nur noch einige Wochen mit dieser Arbeit beschäftigt sein, bis elektrisch gesteuerte Maschinen ihre Aufgaben übernehmen.

In Frankreich steht die jüngste Hoesch-Schmiede



*Eines der jüngsten Werke im Hoesch-Kreis
ist die Schwinn SARL.*

*SARL heißt „société à responsabilité limitée“
und entspricht unserer Gesellschaft
mit beschränkter Haftung.*

*Im folgenden Bericht stellen wir diese
Tochtergesellschaft der Homburger Schwinn AG
unseren Lesern vor; in Heft 6/1958
haben wir über die Schwinn AG selbst
berichtet.*

Wer den jüngsten Schmiedebetrieb des Hoesch-Kreises besuchen will, muß den Paß einstecken, da er eine Auslandsreise vor sich hat. Der Weg führt ihn über Holland und Belgien in die nord-östliche Ecke Frankreichs, ins Revier Nord und Pas de Calais, in eine Industrielandschaft, die dem nördlichen Ruhrgebiet nicht unähnlich ist. Hier in Hénin Liétard, einer Stadt von etwa 25000 Einwohnern, findet der Besucher unser Werk. Hénin liegt nicht ganz 50 Kilometer von der belgischen Grenze und etwa 100 Kilometer von der Kanalküste. Die nächste Großstadt ist das 27 Kilometer entfernte Lille, eine bedeutende Industriestadt, ein wichtiger Verkehrsknotenpunkt und der Sitz zweier Universitäten.

In Hénin Liétard, einer alten französischen Stadt mit 25000 Einwohnern, liegt die 1956 gegründete Hoesch-Gesensschmiede, „Schwinn SARL“, eine Tochtergesellschaft der Homburger Schwinn AG. Hénin Liétard liegt im Nord-osten Frankreichs, knapp 50 Kilometer von der belgischen Grenze und 100 Kilometer vom Kanal entfernt





Hénin Liétard ist eine uralte Stadt

Hénin Liétard selbst ist eine uralte Stadt keltischen Ursprungs. Ihre wechselreiche Geschichte ist von der Lage im Grenzland gekennzeichnet. Da Hénin in das größte französische Kohlenbecken eingebettet ist, bestimmen der Bergbau und die Bergbauzulieferbetriebe die Wirtschaft der Stadt.

Am 17. Dezember 1956 wurde die Schwinn SARL gegründet

Anlaß zur Gründung eines Hoesch-Werkes in Frankreich gab die Rückkehr des Saarlandes zu Deutschland im Jahr 1959. In den Nachkriegsjahren, als das Saarland dem französischen Wirtschafts- und Währungsgebiet angehörte, war es der in Homburg an der Saar beheimateten Schwinn AG gelungen, in Frankreich festen Fuß zu fassen und den Großteil ihrer Erzeugnisse an unseren westlichen Nachbarn zu verkaufen. Um diese mühsam geknüpften Geschäftsbeziehungen nicht zu verlieren und um die zahlreiche französische Kundschaft auch nach der Rückkehr des Saarlandes zu Deutschland weiter beliefern zu können, entschloß sich die Schwinn AG, in Frankreich selbst ein Werk zu errichten, das wie das Homburger Werk vor allem Gesenkschmiedestücke erzeugen und bearbeiten sollte.

Die Wahl fiel auf Hénin Liétard, weil viele Kunden in diesem nördlichen französischen Industriegebiet zu Hause sind und auch die übrigen Voraussetzungen – die Versorgung des Werkes mit Energie und Rohmaterial wie die Verkehrslage – günstig erschienen.

So kam es am 17. Dezember 1956 zur Gründung der Firma Schwinn SARL und im Dezember 1957 zum Kauf der 30000 Quadratmeter umfassenden Werkhallen im Herzen der Stadt Hénin Liétard. Am 2. Januar 1958 konnten im neuen Werk die ersten Arbeiten aufgenommen werden.

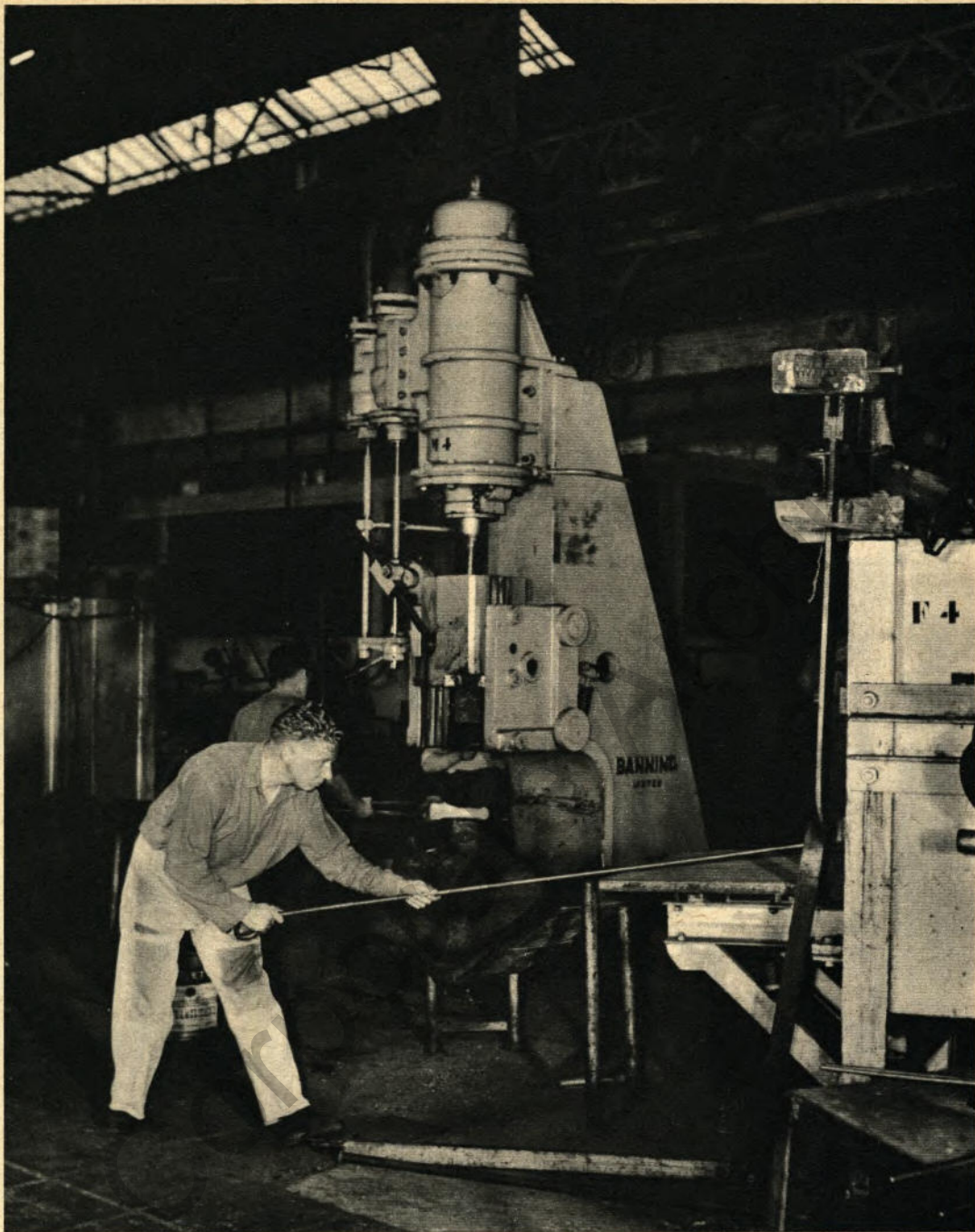
Bald kommt ein fünfter Schmiedehammer hinzu

Neben umfangreichen Aufräumungs- und Reparaturarbeiten begann schon in den ersten Januartagen die Produktion eines Spezialerzeugnisses: Bereits am 17. Januar 1958 verließen Hico-Schalungsträger Hénin Liétard. Hico-Schalungsträger tragen – wie schon der Name sagt – bei Betonbauten die Holzverschalungen und werden in Deutschland von der Schmiedag hergestellt. Am 30. September desselben Jahres waren in Hénin Liétard nicht weniger als 130 Mitarbeiter mit der Herstellung von Hico-Trägern beschäftigt.

Unverzüglich stellte man in Hénin Liétard auch die ersten Bearbeitungsmaschinen auf und gab eine Reihe von Gesenkschmiedehämmern in Auftrag. Bevor sie geliefert wurden, hieß es, die Schmiedehalle herzurichten, und das bedeutete nicht zuletzt, schwere Fundamente für die Hämmer, Pressen, Öfen und die vielen anderen maschinellen Einrichtungen zu setzen.

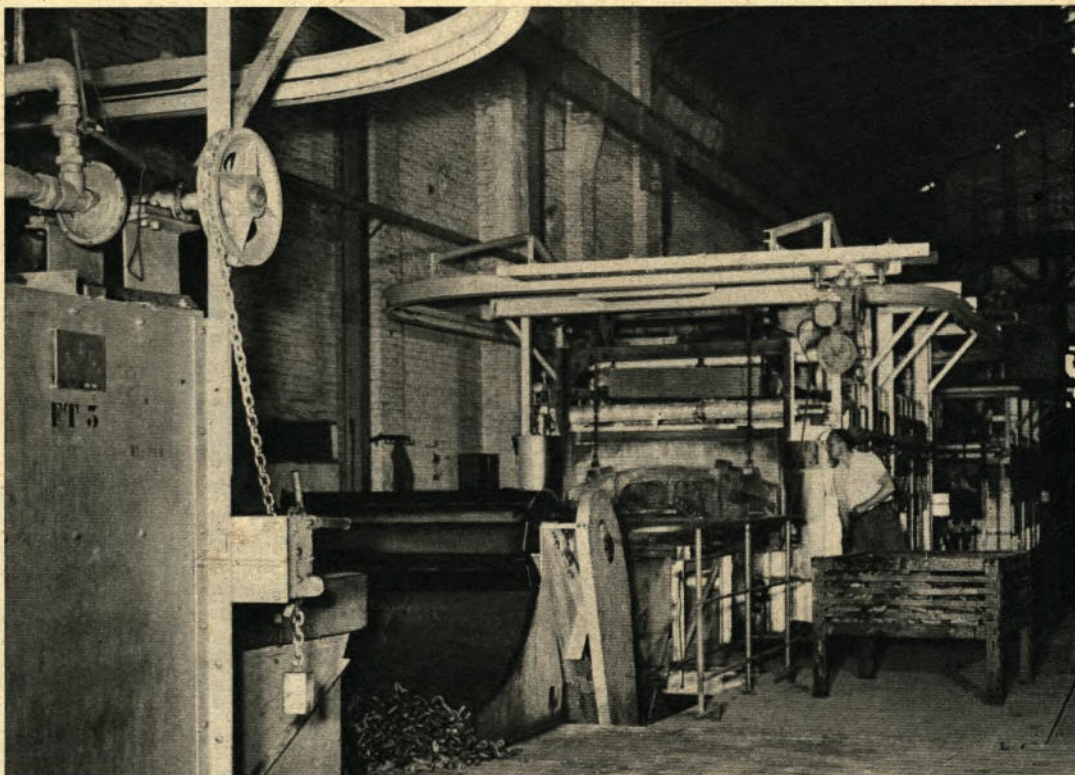
Am 13. Mai 1959 war es soweit: in Hénin Liétard wurde das erste Gesenkschmiedestück geschlagen. Seit dieser Zeit stehen die vier Schmiedehämmer nicht still; ein fünfter – ein großer Gegenschlaghammer – wird noch in diesem Jahr in Betrieb genommen.

◀ Mit dem Schmieden allein ist es nicht getan: die Schmiedestücke müssen auch mechanisch bearbeitet werden, wie es auf unserem Bild Bohrer Hayez an der Bohrmaschine tut



▲ Am 13. Mai 1959 wurde in Hénin Liétard das erste Gesenkschmiedestück geschlagen. Seit diesem Tag stehen die vier Schmiedehämmer nicht still; in diesem Jahr kommt noch ein fünfter hinzu. Auf unserem Bild unsere Mitarbeiter Kénne (vor dem Härteofen) und Haduin (an einem Schmiedehammer)

▼ Aus drei automatischen Öfen besteht die Vergütungsanlage, die in jeder Stunde 1000 Kilo Schmiedestücke wärmetechnisch so behandelt, daß ihre Qualität allen Ansprüchen der Kunden entspricht



Von der Gesenkerstellung bis zur mechanischen Bearbeitung

Mit dem Schmieden allein war es aber nicht getan. Zunächst trat die Herstellung der Schmiedewerkzeuge hinzu: Eine Werkstatt entstand, in der die Gesenke – die Hohlformen, in die das Arbeitsstück mit dem Schmiedehammer eingeschlagen wird – hergestellt werden.

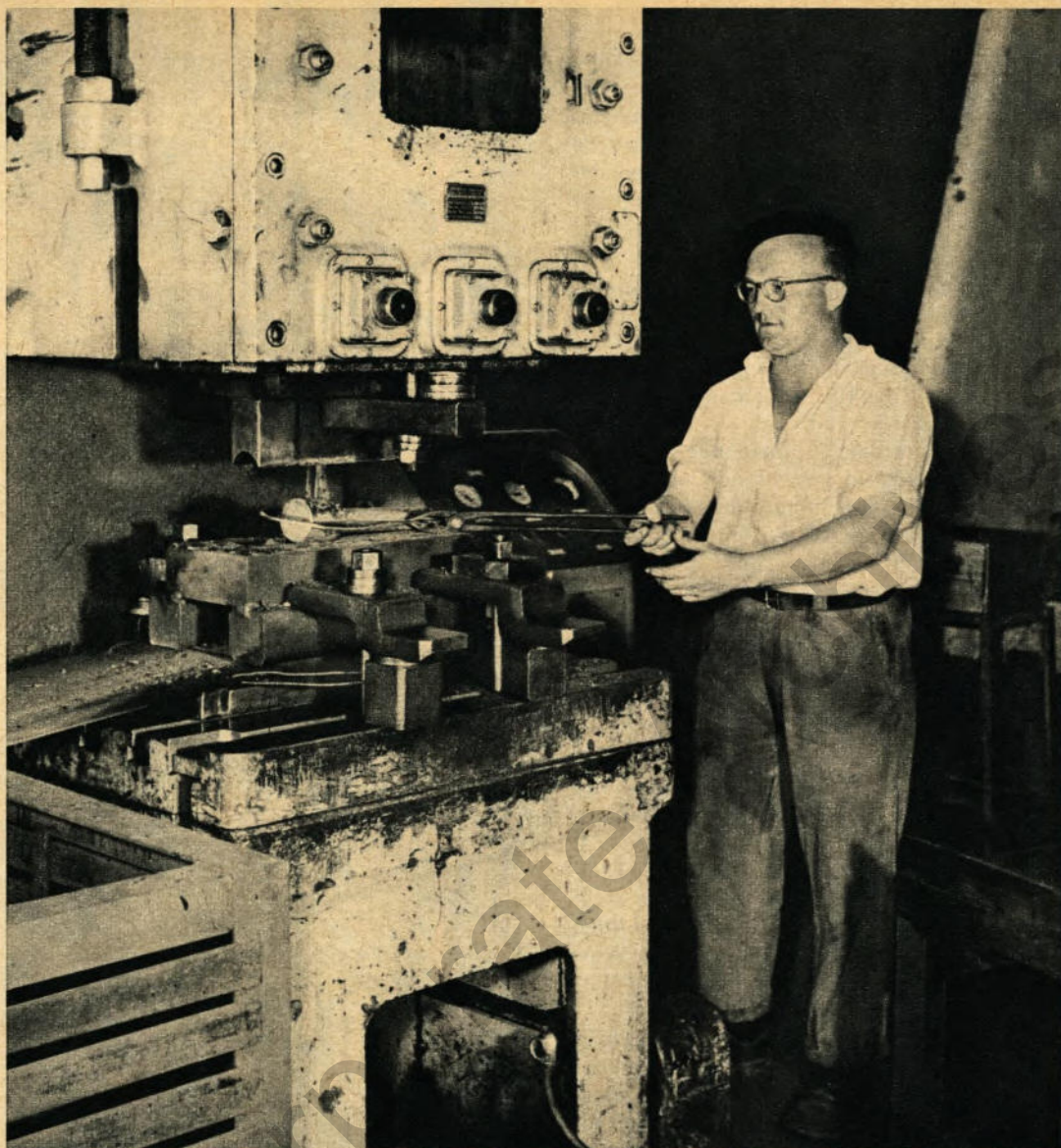
Da die meisten Schmiedestücke wärmetechnisch behandelt werden, richtete man in einer weiteren Halle eine Vergütungsanlage ein. Heute werden in Hénin in drei großen automatischen, gasbeheizten Öfen in jeder Stunde 1000 Kilo Schmiedestücke „normalisiert, vergütet, einsatzgehärtet oder auf andere Weise wärmebehandelt“, so daß ihre Qualität allen Ansprüchen der Kunden entspricht.

Doch damit nicht genug: Nach dem Schmieden und Vergüten müssen die Schmiedestücke auch mechanisch bearbeitet werden. In der Bearbeitungswerkstatt wurden neuzeitliche Werkzeugmaschinen aufgestellt, mit denen die Schmiedestücke durchbohrt, abgedreht, gefräst oder geschliffen werden können.

220 Mitarbeiter verarbeiten 500 Tonnen monatlich

Seitdem gleicht sich die Erzeugung des Werkes in Hénin Liétard der des Homburger Mutterwerks immer mehr an. Wie in Homburg werden vor allem die Eisenbahn, der Bergbau, die Bauwirtschaft und der Fahrzeug-, Motoren- und Apparatebau mit Gesenkschmiedestücken aller Art versorgt.

220 Belegschaftsmitglieder sind heute in unserem französischen Werk beschäftigt. Sie verarbeiten monatlich 500 Tonnen Stahl. Ihr Fleiß, ihr Geschick und ihre Freude an der Arbeit haben entscheidend dazu beigetragen, daß dieses neue Werk – die jüngste Schmiede im Hoesch-Kreis – so schnell alle Anlaufschwierigkeiten überwinden konnte und voll Zuversicht in die Zukunft sieht.



▲ Auch diese Schmiedepresse, an der unser Mitarbeiter Miot arbeitet, gehört zu der vielseitigen Ausrüstung einer Gesenkschmiede

▼ Ein Blick in die Bearbeitungswerkstatt, in der eine Reihe neuzeitlicher Werkzeugmaschinen bohren, drehen, fräsen oder schleifen.



Erich Bechtolf in der letzten Aufsichtsratssitzung der Hoesch AG

Auszug aus der Niederschrift über die 35. Aufsichtsratssitzung der Hoesch Aktiengesellschaft am 12. Juli 1961:

Vor Eintritt in die Tagesordnung begrüßt Herr Dr. Janberg ganz besonders herzlich Herrn Bechtolf, der an dieser Sitzung als Gast teilnimmt. Herr Dr. Janberg erwähnt in seinen Dankesworten, daß Herr Bechtolf ununterbrochen seit 1941 dem Aufsichtsrat von Hoesch in seiner unterschiedlichen Gestalt angehört hat. Er erinnert daran, daß diese zwei Jahrzehnte für die Geschichte des Unternehmens von ganz besonderer Bedeutung waren. Die umfassenden Erfahrungen von Herrn Bechtolf, seine Gelassenheit, aber auch die Festigkeit seines Willens hätten entscheidend dazu beigetragen, mit den großen und vielfältigen Schwierigkeiten der Kriegsfolgen, der Entflechtung, der Neuordnung und des Wiederaufbaus der Werke fertig zu werden. Ganz besonders aber verdiene die große Aufgeschlossenheit Erwähnung, mit der Herr Bechtolf an alle Fragen herangegangen sei, und sein ausgesprochener Gerechtigkeitssinn, der ihn für alle Beteiligten und unter Berücksichtigung der verschiedensten Gesichtspunkte immer die gerechteste Lösung finden ließ. Der Sorgen und Wünsche der Mitarbeiter habe er sich im vertretbaren Rahmen nicht weniger angenommen als denen des Vorstands und der Gesellschaft im ganzen. Für all das gebühre Herrn Bechtolf Dank. Herr Dr. Janberg wünschte ihm, auch im Namen des ganzen Aufsichtsrats, noch viele gesunde Jahre und verband mit diesen Wünschen die

Bitte, Herr Bechtolf möge Hoesch immer freundschaftlich verbunden bleiben und seinen reichen Erfahrungsschatz auch weiterhin zur Verfügung stellen.

Auch Herr Hansmann nahm Gelegenheit, Herrn Bechtolf ganz persönlich für die Zusammenarbeit im Aufsichtsrat und im Präsidium des Aufsichtsrats zu danken. Mit dem, was Herr Bechtolf für Hoesch getan hätte, habe er sich auch Verdienste um die Stadt Dortmund erworben, denn mehr als 100000 Dortmunder lebten unmittelbar von Hoesch.

In seinen Dankesworten sagte Herr Bechtolf, daß ihm die Zusammenarbeit mit dem Vorstand immer nur Freude gewesen sei. Meinungsverschiedenheiten seien stets fair und mit Sachlichkeit ausgetragen worden, und er schätze sich glücklich, die Herren des Vorstands auch als Freunde gewonnen zu haben. Sein Dank gelte auch allen anderen Aufsichtsratsmitgliedern. Die besonderen Probleme, die sich aus der Mitbestimmung ergeben, seien auf beiden Seiten immer mit Einsicht behandelt worden. Auch die Arbeitnehmervertreter hätten in erster Linie immer an das Werk gedacht, weil von dem Gedeihen und der Entwicklung des Werks die Sicherheit des Arbeitsplatzes und damit entscheidend das Wohlergehen aller Mitarbeiter abhängen. Er dankte dann Herrn Hansmann und allen anderen Herren für die harmonische Zusammenarbeit und wünschte dem Aufsichtsrat, daß er in dieser Zusammensetzung noch lange zum Wohle des Unternehmens und seiner Mitarbeiter wirken könne.

Im Anschluß an die Aufsichtsratssitzung war Herr Bechtolf noch einige Stunden mit den Mitgliedern des Aufsichtsrates zusammen. Hier war es auch, wo der Betriebsratsvorsitzende der Westfalahütte, Albert Pfeiffer, Herrn Bechtolf noch einmal mit herzlichen und warmen Worten den Dank der Belegschaften aller Hoesch-Gesellschaften aussprach. Als Vertreter der Arbeitnehmerschaft bestätigte er ehrlichen Herzens gern, daß Herr Bechtolf all die Jahre bemüht gewesen sei, die Mitbestimmung nicht nach dem Buchstaben des Gesetzes zu erfüllen, sondern im Sinne der Vorstellungen zu praktizieren, die dem Gesetzgeber vor Augen standen. Weil dieses Gefühl vorhanden gewesen sei, habe es auch dann keine ernstlichen Schwierigkeiten gegeben, wenn Arbeitnehmer- und Anteilseignervertreter einmal unterschiedlicher Ansicht gewesen seien. Herr Bechtolf erwiderte, daß ihn dieser Dank der Belegschaft ganz besonders erfreue, weil er ihm die Gewißheit gäbe, daß er sein Amt als Aufsichtsratsvorsitzender so erfüllt habe, wie es wohl sein sollte. Denn nach seiner Ansicht sollte an sich schon der Vorsitzende des Aufsichtsrates vermittelnd und ausgleichend wirken, wie es das Mitbestimmungsgesetz dem elften Mann zur besonderen Aufgabe gestellt habe. Die guten Wünsche, die ihm heute gesagt worden seien, erwiderte Herr Bechtolf für das Unternehmen und für eine erfolgreiche Arbeit all derer, die für das Unternehmen Verantwortung trügen oder im Unternehmen arbeiteten.

Während der Aufsichtsratssitzung der Hoesch AG am 12. Juli 1961 dankte unser Aufsichtsratsvorsitzer Dr. Hans Janberg (zweiter von rechts) noch einmal Erich Bechtolf (zweiter von links) für dessen erfolgreiche Arbeit, die er während seiner fast zwanzigjährigen Zugehörigkeit zu unserem Aufsichtsrat geleistet habe; Erich Bechtolf hat mit der diesjährigen Hauptversammlung sein Mandat als Aufsichtsratsvorsitzender niedergelegt (siehe Heft 4/1961). Unser stellvertretender Aufsichtsratsvorsitzender Wilhelm Hansmann (links) schloß sich diesem Dank mit warmen Worten an. Rechts Professor Dr. Leo Brandt, der zweite stellvertretende Vorsitzende unseres Aufsichtsrats, und vorn (von rückwärts gesehen) vom Vorstand unserer Gesellschaft Dr. Willy Ochel und Gerhard Elkmann während der Ausführungen Dr. Ochels





Wir wählen den 4. Bundestag

Mancher wahlberechtigter Bürger wird sich am Tag der Bundestagswahl fragen, welcher Partei er die Stimme geben soll. Nur wenige Wähler werden mit dem Programm und den führenden Persönlichkeiten einer Partei voll und vorbehaltlos übereinstimmen. Es kommt deshalb darauf an, die Gesamtheit des politischen Willens einer Partei zu werten und dann derjenigen den Vorzug geben, die einem insgesamt am besten zusagt. Unser nachstehender Bericht behandelt Wesen und Aufgaben der Parteien in der Demokratie und ist der im Putty Verlag, Wuppertal, im Einvernehmen mit der Staatsbürgerlichen Bildungsstelle des Landes Nordrhein-Westfalen herausgegebenen Broschüre „Weiß man, was man, wen man wählt?“ entnommen.

„Eine politische Partei ist eine Gruppe von Staatsbürgern eines Landes, die durch ihren Zusammenschluß bestimmte politische Ziele erreichen wollen. Mittel zu diesem Ziel ist die Aufstellung von Kandidaten bei Wahlen, um durch möglichst viele Abgeordnete die politischen Entscheidungen wirksam beeinflussen zu können.“ So lautet die klassische Begriffsbestimmung über Aufgabe und Wesen der politischen Parteien.

Die Bedeutung der Parteien im demokratischen Staat wird aber auch in der Verfassung der Bundesrepublik Deutschland, dem „Bonner Grundgesetz“, ausdrücklich anerkannt. Dort heißt es in Artikel 21: „Die Parteien wirken bei der politischen Willensbildung des Volkes mit.“ Mit dieser knappen Formulierung ist die Aufgabe der Parteien eindeutig und zutreffend umrissen.

Ohne Parteien keine Demokratie

Man kann sagen: Die moderne Demokratie ist ohne Parteien oder vergleichbare Gruppierungen kaum denkbar. Denn ihre Existenz und ihr Wähleranhang bringen deutlich erkennbar die großen politischen Willensströmungen des Volkes als dem Träger der Staatsgewalt zum Ausdruck. Die Parteien nehmen sozusagen eine „Vorsortierung“ der millionenfach vorhandenen Einzelmeinungen vor. Sie schaffen Gruppierungen und bündeln so das politische Wollen vieler einzelner, die sich zu einer bestimmten Richtung bekennen, zu einer summierten politischen Kraft von entsprechender Stärke.

Daher gibt es in allen demokratischen Staaten mehrere Parteien, mindestens zwei, die um die politische Macht ringen und dabei ununterbrochen eine bis ins einzelne gehende politische Kontrolle ausüben. In Ländern, in denen nur eine Partei bestehen darf, können daher keine demokratischen Verhältnisse herrschen. Es fehlt das politische Gegengewicht, da jede von der „Parteilinie“ abweichende Meinung brutal unterdrückt wird. An die Stelle des politischen Ringens um die Macht tritt die politische Friedhofsruhe: Die Machthaber zementieren ihre Macht. Sie entziehen sich jeder Kontrolle. Es gibt keine andere Wahl als die meist geheuchelte Zustimmung zu dem, was sie tun. In einem solchen Staat, unter einer solchen Diktatur verliert der einzelne auch den letzten Rest seiner persönlichen Freiheit.

Das Ringen um Klarheit

Das Ja zu dieser Freiheit schließt daher das Ja zur Existenz demokratischer Parteien ein. Solange wir noch auswählen können, welcher Par-

◀ Spätestens dreißig Tage nach der Bundestagswahl muß der neue Bundestag im Plenarsaal zum erstenmal zusammentreten. Er wählt in seiner ersten Sitzung den Bundestagspräsidenten, später auf Vorschlag des Bundespräsidenten den neuen Bundeskanzler. Danach beginnt der Bundestag gemeinsam mit dem Bundesrat, der Ländervertretung, die gesetzgeberische Arbeit

tei wir unsere politischen Forderungen und Interessen anvertrauen wollen, solange können wir uns demokratischer Grundfreiheiten erfreuen.

Natürlich wäre es zuviel verlangt, wollte man erwarten, die von uns gewählte Partei müsse nun auch in allen Punkten und in jeder Einzelfrage unsere Ansichten vertreten. Dann müßte es wahrscheinlich so viele Parteien wie Wähler geben, denn wenn sich auch nur zwei Menschen begegnen, die zunächst überrascht sind, wie sehr ihre Meinungen übereinstimmen – es kann nicht lange dauern, und sie kommen auf ein Problem, zu dem sie ganz und gar unterschiedliche Meinungen äußern. Es kann also nur darum gehen, eine Partei ausfindig zu machen, deren Programm einem in den wichtigsten Punkten am meisten zusagt.

Und noch etwas: Oft wird wenig freundlich von den Parteien gesprochen. Die Auseinandersetzungen, in die sie oft untereinander verstrickt sind, empfinden viele als ärgerliches Gezänk. Nun mag es sein, daß der parteipolitische Streit hin und wieder etwas überlaut ausgetragen wird. Schön ist das nicht. Aber es ist auch keine Katastrophe. Denn das Ringen um Klarheit und klare Fronten ist in einer Demokratie lebensnotwendig. Und dieses Ringen, diese Richtungskämpfe müssen sich unbedingt vor den Augen der Wähler abspielen, weil jeder wissen soll und wissen muß, was die Parteien im einzelnen zu sagen haben, was sie vorschlagen, um eine bestimmte Situation zu meistern, und in welchen Punkten sie die Politik der jeweiligen Regierung kritisieren.

Werkzeug in der Hand des Wählers

Die Parteien sollen ja im Grunde nichts anderes sein als Werkzeuge in der Hand der Wähler, die einen modernen demokratischen Staat zu regieren haben, selbst regieren sollen. Da es nicht möglich ist, alle Wahlberechtigten eines über fünfzig Millionen Menschen zählenden Volkes bei jeder zu treffenden Entscheidung jeweils an die Wahlurne zu rufen, müssen Abgeordnete im Deutschen Bundestag, in den Landtagen sowie in den Gemeindeparlamenten stellvertretend diese Aufgabe übernehmen. Ihnen wird von den Wählern für einen bestimmten Zeitraum die Vollmacht dazu erteilt. Denn auch in einem demokratischen Staat müssen Herrschaft und Macht ausgeübt werden. Mit dem Stimmzettel in der Hand trifft der Wähler die Entscheidung, welche Männer diese Herrschaft weder zugunsten einer Partei noch einer Mehrheit von Wählern, sondern zum Wohle des ganzen Volkes und nur ihrem eigenen Gewissen unterworfen ausüben sollen: zeitlich befristet bis zur nächsten Wahl.

Das Wählen ist daher, so betrachtet, eine Pflicht, der sich niemand entziehen sollte. Wer nicht wählt, stärkt damit unter Umständen die Partei, die er ablehnt. Denn gezählt werden ja nur die abgegebenen Stimmen; die nicht abgegebenen bleiben natürlich unberücksichtigt. Mitbestimmen in einer Demokratie kann und soll eben nur, wer ein Mindestmaß an Interesse und Aktivität zeigt, indem er bei der Wahl wenigstens seine Stimme abgibt.

► Wenn am Abend des Wahltages die Wahllokale geschlossen werden, beginnt die Auszählung der Stimmen. Aus allen Teilen der Bundesrepublik werden dann die Ergebnisse an den Bundeswahlleiter nach Bonn durchgegeben



▲ Alle vier Jahre – nachdem das Volk am Tag der Bundestagswahlen seine Stimme abgegeben hat – zieht ein neuer Bundestag in das Bundeshaus in Bonn am Rhein



▲ Am 17. September sind wir aufgerufen, den vierten Bundestag zu wählen und damit die politische Entwicklung der nächsten vier Jahre mitzubestimmen



Was Helle und Stur von der Bundestagswahl halten

Stur: Wie kommst du bloß auf die Idee, daß ich für dich zu sprechen bin?

Helle: Ich...

Stur: Du hast ein Anliegen, gib es doch zu.

Helle: Ja, vom Wetter werde ich allerdings nicht reden.

Stur: Reden wir also vom Wetter. Es ist heuer wieder so saumäßig, daß ich mir ernstlich Sorgen um den Ausgang der Bundestagswahl mache, die sofort im Anschluß an unsere Weltreise auf der Suche nach gutem Wetter stattfinden soll. Weiter ist es wahr, ich mache mir ernstlich Sorgen um die Erfolgchancen der Partei, die Petrus am nächsten steht.

Helle: Du bist ein Genie.

Stur: Wieso?

Helle: Du kommst vom Wetter auf die Bundestagswahl zu sprechen, etwas, wovon ich zwar immer schon im stillen geträumt habe, wozu mein rednerisches Geschick aber bisher noch nicht hinreichend hoch entwickelt schien. Jetzt machst du es mir vor.

Stur: Du versetzest mich in Staunen. Gibt es denn etwas Selbstverständlicheres als vom Wetter auf Wahlen zu sprechen kommen. Fangen nicht beide mit Groß-W an?

Helle: Glänzend wie veredeltes Blech sind deine Argumente.

Stur: Nicht wahr!

Helle: Gewiß.

Stur: Das Wetter war also dein Anliegen.

Helle: Selbstverständlich nicht, sondern die Wahlen, du Walroß.

Stur: Mein Anliegen wird allerdings noch eine Weile das Wetter bleiben.

Helle: Du bist nicht dumm, und du interessierst dich auch besonders brennend für öffentliche Dinge, wie deine weitausgeholtten Vergleiche zeigen. Aber manchmal bist du so vernagelt, nicht zu wissen, daß die Wahlen, die Mitbestimmung und was es sonst noch an demokratischen Einrichtungen geben mag, nicht in erster Linie dazu da sind, dich vor einem regennassen Sommer zu bewahren. Es gibt aber noch mehr Dinge unter dem Himmel wie deine Schulweisheit...

Stur: Kenne ich, den Spruch, aus der sechsten Volksschulklasse.

Helle: Auch mangelt es dir offensichtlich nicht an Bildung.

Stur: In Herzensdingen, versteht sich.

Helle: Willst du jetzt endlich aufhören zu albern und mich mein aufgespartes Sprüchlein hersagen lassen?

Stur: Gewiß, wir befinden uns in einer Demokratie.

Helle: Mein lieber Stur, du gibst zu ernstlichen Sorgen Anlaß. Die schönen Worte über

Demokratie und so sind dir geläufig. Darf ich dir einmal eine Gewissensfrage stellen?

Stur: Ich gehe nicht zur Wahl, wenn es das ist, was du von mir wissen wolltest.

Helle: Aha!

Stur: Aha? Das ist doch klar. Es gibt in Deutschland – in der Bundesrepublik – 50 Millionen Menschen. Davon sind etwa 30 Millionen wahlberechtigt, darunter zahllose Idioten, die nie in ihrem Leben einen Zeitungsartikel zu Ende gelesen, geschweige denn über Politik sich überhaupt Gedanken gemacht haben. Von den Wahlberechtigten sind mehr als die Hälfte Frauen, und von einhundert Frauen beteiligen sich, wenn es hoch kommt, zehn auch nur in der allerbescheidensten Form – durch Zeitunglesen, Nachdenken und Diskussionen – am politischen Leben. Da soll ich mitmachen? Wenn ich sogar zwei – manchmal drei – politische Tageszeitungen gründlich studiere und darum nur lachen kann über die, welche der großen Masse der Unbeteiligten ein Wahlrecht einräumen, ohne es von irgendeinem Nachweis der politischen Mündigkeit, der Intelligenz usw. abhängig zu machen.

Helle: Es macht heute keinen Spaß, mit dir zu reden. Du vermasselst einem ja die ganzen Pointen. Ich habe mir ja gleich gedacht, daß du kein pflichtbewußter Wähler bist, aber daß du es sozusagen aus allzu großer Gescheitheit heraus nicht bist, wußte ich noch nicht. Ich hätte eher auf Faulheit getippt.

Stur: Ja, siehst du, jetzt stehst du da mit deinem erhobenen Zeigefinger. Die Faulen und Dummen, die aus Faulheit und Dummheit sich nicht an der Bundestagswahl beteiligen, die kannst du ganz schön zurechtstachen von wegen „Pflichtvergessenheit“, „Gefahr für die Demokratie, wenn nicht alle mitmachen“ usw. Aber jetzt, wo man dir den einzig vernünftigen Grund, den es gibt, der Wahl fernzubleiben, nennt, da versagen deine weisen Sprüche wohl, was! Ich bin nämlich mit dir einer Meinung darüber, daß jeder verpflichtet ist, in öffentlichen Dingen mitzudenken. Und schön dumm wäre er, wenn er es nicht täte. Weil dann nämlich die anderen es für ihn tun. Aber mit dem Wählen ist es etwas anderes. Das kann ja jeder – und die meisten machen es nach Lust und Laune.

Helle: Nun halt aber die Luft an. Woher weißt du das?

Stur: Ich...

Helle: Gib schon zu, daß du es nur geträumt hast. Ich wenigstens will dir dafür stehen, daß mir dein Groll imponiert. Und sicherlich hast du nicht ganz unrecht mit dem, was du über die Leichtfertigkeit beim Wählen sagst. Manchmal verlaufen Wahlen ja tatsächlich so überraschend und so merkwürdig wie sonst nur Aprilwetter. Schön also, daß du einer bist, der sich wenigstens noch ärgern kann. Nur ein kleiner Denkfehler ist dir unterlaufen und hat bewirkt, daß du so haarsträubende Schlüsse aus der Leichtfertigkeit der anderen ziehst. Wählen ist eine Sache, und dumme Wähler zu klügeren zu machen eine andere. Wenn aber nun die Klügeren nicht zur Wahlurne gehen, bei wem sollen dann die Dümmeren das Wählen lernen. Du

wählst ja nicht nur eine Partei, wenn du als kluger Staatsbürger, der du bist, zur Wahlurne gehst. Beispielgebend für andere ist ja nicht nur dein Wählen, sondern auch die Art, wie du was und wen wählst. Ein Wähler, der nicht wählt, ist wie ein Sportler, der ohne Kampf seinem Gegner die Punkte überläßt, wie ein Sportler, der verliert und sich hinterher damit herausreden will, daß er nicht gewinnen wollte.

Stur: Glänzend wie veredeltes Blech sind deine Argumente, mein lieber Helle. Wie herrlich sind Monologe, die so rauschend zu Tal strömen. Du wirst mir trotzdem noch eine Gegenfrage gestatten müssen, mein Lieber. Ich habe sie anfangs schon einmal gestellt, und die Antwort bist du mir schuldig geblieben. Nun, wie ist es: Wird der gute Wille der wenigen klugen Wähler nicht dadurch zunichte gemacht, daß viele, sehr viele, einfach nur drauflos wählen, ohne sich vorher oder nachher über die Folgen noch Gedanken zu machen? Du kannst doch nicht leugnen, daß man geradezu die Lust verlieren muß, wenn eine Stimme, die erst nach gründlicher Überlegung für diese oder jene Sache, für diesen oder jenen Kandidaten abgegeben wird, nicht mehr wert sein soll als eine Stimme, die mehr oder weniger zufällig und nach einigermaßen oberflächlichen Merkmalen dieses oder jenes wählt.

Helle: Die wirklich Klugen wählen trotzdem, denn du brauchst ja nur einmal anders herum zu denken, was nämlich geschehen würde, wenn plötzlich überhaupt keine klugen Leute mehr zur Wahlurne gingen.

Stur: Zugegeben, das wäre schlecht. Und ich versichere dir nun auch hoch und heilig, ich werde wählen, weil du mich schließlich doch von der Notwendigkeit überzeugt hast – wenn du mir auf der anderen Seite zugibst, daß das Wahlrecht so etwas wie eine Wahlpflicht in dem Sinne ist, daß nur dem wirklich gut Unterrichteten und Vorbereiteten erlaubt sein sollte, es auszuüben, und wenn man gar eines Tages so etwas wie eine Reifeprüfung fürs Wählen einführen würde, mir sollte es recht sein.

Helle: Du vergißt dabei, daß Politik keine Prüfung ist, die man besteht oder bei der man durchfällt, sondern eine lebendige Wirklichkeit, die man immer von neuem zu bewältigen hat. Keine Prüfung berechtigt zur Teilnahme; sondern dauernde Mitarbeit, Mitdenken, Diskussion. Jeder, der einmal falsch gewählt hat, kann das nächste Mal richtig wählen, und jeder, der glaubt, einmal richtig gewählt zu haben, darf sich darum nicht auf seinen Lorbeeren ausruhen.

Stur: Trotzdem, zum Wählen gehört Wissen, und das sollte man ernst nehmen.

Helle: Das kommt schon noch; wenn die Leichtsinnigen einmal gemerkt haben, wohin unbedachtes Wählen führt, werden sie schon von selbst klug werden.

Stur: Eben das meine ich. Es ist doch nicht so, als ob so etwas noch nicht vorgekommen wäre. Wir haben doch schließlich die Erfahrungen aus unserer eigenen Vergangenheit.

Helle: Wählen wir, und wählen wir um Gottes willen gewissenhaft!

Stur: Wählen wir, ja, und fangen wir gleich an, uns darüber Gedanken zu machen.

passiert notiert fotografiert

Anfang Juli besuchte der indische Staatssekretär R. Lallubhai Mehta die Hoesch AG, um sich über Fragen der Betriebsverfassung zu unterrichten. Willi Richter, der Vorsitzende des Deutschen Gewerkschaftsbundes, vermittelte den Besuch des Staatssekretärs, der sein Land kürzlich bei der Internationalen Arbeitskonferenz in Genf vertreten hat. Staatssekretär Mehta stellte sich als ausgezeichnete Kenner der europäischen Arbeitgeber-

Arbeitnehmerbeziehungen vor. Mit vielen sachkundigen Fragen bezeugte er im Gespräch mit Mitgliedern des Gemeinschaftsausschusses aller Hoesch-Betriebsräte seine und der indischen Regierung Interesse an Theorie und Praxis der Mitbestimmung. Unser Bild zeigt von links nach rechts Staatssekretär Mehta, Albert Pfeiffer und Helmut Turck vom Gemeinschaftsausschuß und Kurt Fiebich von der Hoesch AG.



Nicht Wirtschaftswunder, sondern Arbeitswunder offenbarte sich einer großen Gruppe Wolfsburger Berufstätiger, darunter zahlreiche Werksangehörige, die sich mit der Volkshochschule unter Leitung von Gerd Beier letztes Wochenende aufgemacht hatten, um Teile des Ruhrgebietes, insbesondere aber Industrieanlagen kennenzulernen. So hatte man sich die Hoesch-Werke in Dortmund, den Zulieferer für Stahl und Halbzeug auch des Volkswagenwerkes, als Studienobjekt ausgesucht. Daß diese Studienfahrt keine Enttäuschung werden würde, war allen Teilnehmern sicher. Daß sie aber zu einem solchen eindrucksstarken Erlebnis werden sollte, war allen eine Überraschung.

Ob Hochofen oder Siemens-Martin-Ofen, ob Tief- oder Stoßofen, Erstaunen und Bewunderung aller, wieviel Hitze der Eisenhüttenmann braucht und erträgt. Auf dem Rundgang durch die Werksanlagen wurden das Thomas-Stahlwerk, das Blockwalzwerk sowie eine ganz moderne kontinuierliche Halbzeugstraße neben einer neuesten Anlage der Hoesch-Werke, eine halbkontinuierliche Breitbandstraße, besichtigt, auf der das Vormaterial für Fein- und Feinstbleche, darunter auch Karosseriebleche aller Art, gewalzt wird. Im Anschluß an diese Besichtigung gab es eine angeregte Diskussion über das Gesehene und Gehörte.

Am Tag darauf wurden die Ruhrfestspiele in Recklinghausen besucht, in deren Mittelpunkt des Theaterprogramms die Aufführung von Schillers „Wallenstein“ stand. Dieses bedeutende politische Drama der Deutschen, der „ganze“ Wallenstein, war auf die Szene mit einer Starbesetzung gebracht worden, wie Bernhard Minetti als Wallenstein, Mathias Wieman als sein großer Gegenspieler Octavio Piccolomini; in weiteren männlichen Rollen Vasa Hochmann, Martin Benrath, dazu die Damen Lola Müthel, Ingeburg Egholm und weitere.

„Lebendiges Metall“ wurde von allen Teilnehmern im Fritz-Henßler-Haus in Dortmund in einer Ruhepause angeregt besprochen. Die Metallplastiken Don Quichotte, Tanzendes Mädchen zeugten davon, wie Künstler unserer Zeit die Schönheit der Metallplastik entdeckt haben. Ein schöner Ausdruck dafür, wie die Tür weit offen steht, das Metall in die Domäne der Kunst einzubeziehen und es von den Händen der Künstler gehämmert, geschmiedet und geformt zu sehen.

Der „Dortmund-Kreis“, so verständigten sich seine Teilnehmer, wird sich noch oft unter dem Eindruck der gesehenen wirklichen „Wunder der Arbeit“, Stahl, Theater und Bildende Kunst, treffen.

Welch nachhaltiges Erlebnis für viele revierfremde Besucher eine Besichtigung unserer Stahl erzeugenden und verarbeitenden Werke in Dortmund bedeutet, bekundet der folgende Zeitungsausschnitt, den wir der „Wolfsburger Allgemeine“ entnehmen und der einen Besuch der Wolfsburger Volkshochschule bei Hoesch beschreibt (unser Bild zeigt einige „Wolfsburger“, die in mehreren Gruppen die Hütte besichtigten).



Als Betriebsratsmitglied für Jugendfragen möchte ich WERK UND WIR über einen herrlichen Tag berichten, den unsere Lehrlinge, Praktikanten und jugendlichen Helfer der Maschinenfabrik Deutschland kürzlich erlebten.

Um acht Uhr ging es los; mit drei Omnibussen ab Hauptbahnhof. Unsere Fahrt führte uns zuerst zur Dechenhöhle, die bereits für viele, die sie zum ersten Male sahen, ein freudig-bestauntes Erlebnis wurde. Danach aßen wir im Strandbad Werdohl zu Mittag und führten am frühen Nachmittag ein Wettschwimmen durch, bei dem die drei Ersten mit Süßigkeiten ausgezeichnet wurden. Abschließend besichtigten wir noch das Felsenmeer (vorher stärkten wir uns – wie das Bild zeigt – mit zwei Würstchen und einem Brötchen). Als wir heimkehrten, war die einstimmige Meinung aller: Wir haben einen herrlichen Tag verlebt.

Mit freundlichen Grüßen
Helmut Chudziak

Planvolle Energiepolitik gefordert

Am 6. und 7. Juli nahmen im Essener Saalbau dreihundert Delegierte an einer Arbeitstagung der Industriegewerkschaft Bergbau und Energie teil. Es war der erste Gewerkschaftstag dieser Art, zu dem die Delegierten künftig in den Jahren zusammentreffen werden, die zwischen den alle vier Jahre stattfindenden Hauptkongressen liegen, an denen der Vorstand einen Rechenschaftsbericht gibt und sich zur Wahl stellt.

Heinrich Gutermuth mahnt vor „Ausverkauf des Ruhrbergbaus“

Heinrich Gutermuth, der Vorsitzende der IG Bergbau und Energie, mahnte in seiner Eröffnungsansprache mit eindringlichen Worten die Bundesregierung, „im Steinkohlenbergbau die Dinge nicht weiterlaufen zu lassen wie bisher“. Er sei der Ansicht, daß die Schwierigkeiten im Steinkohlenbergbau weiter zunehmen würden, weil man nicht bereit sei, entscheidende Maßnahmen zur Beseitigung der Krise zu treffen.

Auch der Vorsitzende des Deutschen Gewerkschaftsbundes, Willi Richter – er nahm als Gast an diesem Gewerkschaftstag teil –, forderte in seiner Begrüßungsansprache, daß der Bundeswirtschaftsminister sich „überlegen solle, wie durch wirksamere Maßnahmen die Kohlenkrise überwunden und unsere Energiepolitik geändert“ werden könne.

Energieversorgung muß sicher sein

Über die gegenwärtige Lage auf dem Energiemarkt sprach Heinz Kegel, der Leiter der Abteilung Wirtschaft bei der IG Bergbau und Energie. Zunächst erinnerte er noch einmal an die Ursachen der nun schon vier Jahre andauernden Kohlenkrise, die im Rückgang des spezifischen Energieverbrauchs – „die Energie wird heute wirtschaftlicher ausgenützt“ –, in der scharfen Konkurrenz des Öls, aber auch im Wettbewerbsdruck der Importkohle begründet lägen. An Preisvergleichen des Heizöls mit den europäischen Nachbarländern versuchte Kegel nachzuweisen, daß die internationalen Ölgesellschaften mit Dumpingpreisen in der Bundesrepublik der Kohle den Markt streitig machten. „Hat man das erreicht“, sagte er, „dann kann man getrost mit den Heizölpreisen nach oben gehen – der Verbraucher kann nicht mehr ausweichen.“ Kegel warnte, die Sicherheit der Energieversorgung außer acht zu lassen, zumal das Öl meist aus politisch unsicheren Gebieten komme. Er erklärte: „Jede Wirtschaftspolitik, die Vollbeschäftigung und ein steigendes Sozialprodukt zum Ziel hat, muß die Voraussetzungen zur Sicherung einer wirtschaftlich optimalen Energieversorgung schaffen.“

Diese Voraussetzung sei seiner Meinung nach durch die Wirtschaftspolitik der Bundesregierung nicht gegeben. Noch immer warte man vergeblich auf einen wohlabgewogenen Plan,



▲ Dreihundert Delegierte nahmen am Gewerkschaftstag der Industriegewerkschaft Bergbau und Energie im Essener Saalbau teil

der die Krise im westdeutschen Steinkohlenbergbau an der Wurzel beseitige. Aus diesem Grund lege er ein umfassendes Programm für eine wirkungsvolle Energiepolitik vor. Dabei betonte Kegel, daß sich diese Vorschläge mit unserer geltenden Wirtschaftsordnung vereinbaren ließen, da der marktwirtschaftliche Automatismus ohnehin nicht alles regeln könne.

Einstimmiger Beschluß des Gewerkschaftstages

Die Delegierten nahmen die auf der Grundlage dieses Referates vorgelegten Beschlüsse einstimmig an. Mit ihnen erhebt der Gewerkschaftstag die Forderung, „eine energiepolitische Konzeption zu erarbeiten und die energiepolitischen Maßnahmen zu koordinieren“. Im einzelnen schlägt er vor:

- „Abwehrmaßnahmen gegen die rücksichtslose Markteroberungsstrategie der Erdölkonzerne;
- Kontrolle und Lenkung aller Energieimporte;
- Kontrolle und Lenkung aller Investitionen in der Energiewirtschaft;
- Schaffung eines einheitlichen, nicht diskriminierenden Preis- und Wettbewerbssystems.“

Diese Ziele können nach Ansicht der IG Bergbau und Energie nur erreicht werden, wenn: „für die Ruhrkohle eine einheitliche Absatzorganisation beibehalten wird;



◀ Einstimmig nahmen die Delegierten die Beschlußvorlage an, die sich auf das Referat gründete, das Heinz Kegel, der Leiter der Abteilung Wirtschaft der IG Bergbau und Energie unter dem Motto „Die künftige Bedeutung der Kohle für die Energiewirtschaft“ hielt



ein neues Energiewirtschaftsgesetz vom Bundestag geschaffen und durch ein Bundesberggesetz ergänzt wird;
ein Energiewirtschaftsministerium und ein Energiewirtschaftsrat gebildet wird, in dem alle Gruppen mitwirken, deren Interessen durch die Energiepolitik wesentlich berührt werden.“
Außerdem wurde der schon 1958 von der IG Bergbau und Energie gemachte Vorschlag, den Bergbau in Gemeineigentum zu überführen, wiederholt.

Meinung bilden im Betrieb

Vor der Abstimmung nahm Fritz Dahlmann, der zweite Vorsitzende der IG Bergbau und Energie, freimütig zur organisatorischen Entwicklung der Gewerkschaft Stellung. Dahlmann forderte: „Die Gewerkschaft darf für das einzelne Mitglied kein abstraktes Gebilde mit einem anonymen Apparat sein.“ Mit einem neu zu schaffenden Netz von gewerkschaftlichen Betriebsvertrauensleuten solle „die Organisation in die unmittelbare Nähe jedes einzelnen Mitgliedes rücken“, denn wirksamer als in Ortsgruppenversammlungen könne und solle im Betrieb Meinung gebildet werden.

Fritz Dahlmann schloß seine Ausführungen mit den Worten: „Auch wir als Industriergewerkschaft Bergbau und Energie sind ein Teil der gesellschaftlichen Kraft im weltweiten Raum der Auseinandersetzungen, in denen es um die Lebensrechte der Menschheit geht. Alle diese Teile müssen gestärkt und zu einer durchschlagenden Kraft zusammengeführt und entwickelt werden, damit die Gewerkschaften die Erwartungen erfüllen, die die Arbeitnehmer in der ganzen Welt an sie stellen.“

In seinen Schlußworten wies auch Heinrich Gutermuth noch einmal darauf hin, daß die IG Bergbau und Energie für jeden Arbeitnehmer eine gewerkschaftliche Heimat sei, der Satzung und Beschlüsse der Gewerkschaft anerkenne. Er stellte fest, daß sich die Gewerkschaft mit aller Entschiedenheit gegen jeden Zersetzungsversuch von außen zur Wehr setzen werde.

50 JAHRE BEI UNS

Am 1. April 1961 beging Karl Bunge sein fünfzigjähriges Arbeitsjubiläum bei der Dörken AG in Gevelsberg. Karl Bunge, der im Jahr 1896 geboren wurde, trat am 1. April 1911 als kaufmännischer Lehrling in die Firma ein, die damals den Namen Gebrüder Dörken OHG trug. Zwei Jahre unterbrach der erste Weltkrieg seine Tätigkeit in der Gevelsberger Verwaltung. In kaufmännischen Abendschulen und in Fortbildungskursen erweiterte er nach 1918 – er war inzwischen Buchhalter geworden – sein Wissen. Bald ge-

hörte das gesamte Rechnungs- und Finanzwesen zu dem von ihm bearbeiteten Aufgabengebiet. Im September 1941 erhielt er Handlungsvollmacht, am 1. Dezember 1952 Prokura. Am Tage seines fünfzigjährigen Arbeitsjubiläums gehörte auch Dr. Erich W. Schulte vom Vorstand der Hoesch AG zu den Gratulanten (unser Bild). Auch wir möchten uns den vielen guten Wünschen aufrichtig anschließen, die Karl Bunge an diesem Tag von allen Seiten überbracht wurden.





DAS BILD DES MONATS

Wie die andern leben

Familie Pedersen in Dänemark

Es gibt nicht einmal fünf Millionen Dänen. Das ist wenig, viel zu wenig. Denn ihre gesunde Diesseitigkeit, ihre Kunst zu leben und leben zu lassen, ihr gerader Sinn und ihr in vielen Situationen bewiesener klarer Menschenverstand könnten zu einer vernünftigen Ordnung dieser Welt viel Gutes beisteuern. Aber vielleicht sind all die eben angeführten Eigenschaften in diesem Volk nur deshalb so sehr zu Haus, weil es sich um ein kleines Volk handelt, das in Jahrhunderten gelernt hat, mit an Zahl größeren Nachbarn umzugehen – auch und besonders in Zeiten, in denen diese Völker keine sehr angenehmen Nachbarn waren.

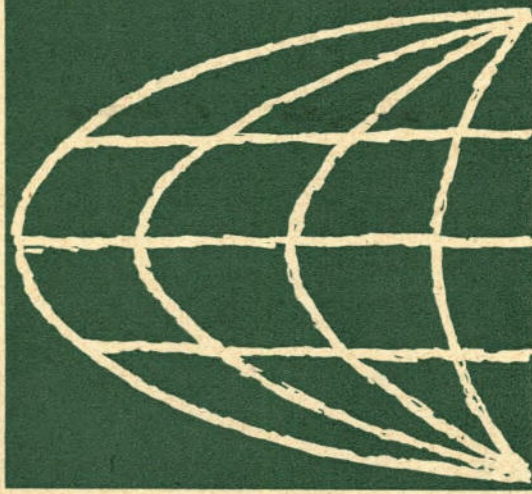
Klein, aber oho

Daß die Dänen, trotz ihrer kleinen Zahl, in der Welt so bekannt und angesehen sind, verdanken sie nicht nur der Weltberühmtheit eines so bedeutenden Sohnes wie des Märchendichters Hans Christian Andersen und dem auf einer anderen Ebene ebenfalls berühmten Philosophen Sören Kierkegaard, sondern in gleicher Weise so nahrhaften Dingen wie dänischem Speck, dänischen Eiern, dänischer Butter, dänischem Käse und anderen schmackhaften Dingen von den weiten grünen Wiesen dieses Landes zwischen den Meeren. Zwar bereiten diese begehrten Sachen nicht allen Leuten die gleiche Freude wie den Verbrauchern in aller Welt und den tüchtigen Erzeugern dieser leckeren Sachen auf dänischem Boden, aber dafür kann man schließlich nicht die Dänen verantwortlich machen. Im Gegenteil. Sie haben bewiesen (zumal die dänischen Landwirte), wie sich aus einer schwierigen Situation mit Wendigkeit und Geschick auch die Nachteile eines Landes, der Mangel an Rohstoffen in der Industrie, der Mangel an Futtermitteln in der Landwirtschaft, durch Organisation, Anpassung und gemeinschaftliche, sprich genossenschaftliche Zusammenschlüsse ins Gute wenden lassen. Ein Beispiel, das in einer veränderten Welt zumal in der deutschen Landwirtschaft langsam Schule machen sollte.

Eine dänische Erfindung

Jens Pedersen ist einer dieser 4,5 Millionen Dänen. Er wohnt in der Hauptstadt, die, man muß es auch den benachbarten Deutschen sa-

► Wenn am Samstag die Sonne zum Baden lockt und die Fabriken, Büros und Ladengeschäfte um die Mittagszeit schließen, dann strömen in Kopenhagen die Radfahrer zu Tausenden vor die Tore der Stadt





▲ Die Dänen nennt man gern die Franzosen des Nordens, Kopenhagen das Paris des Nordens. Ein Viertel aller Dänen wohnt in der Hauptstadt des Landes, der einzigen Hauptstadt Europas, die auf einer Insel liegt. Unser Bild zeigt einen Blick auf Schloß Amalienburg, den Sitz der königlichen Familie

▼ Dänemark ist ein Land überaus intensiver Bewirtschaftung. Auch der Kleinbauer, der nur rund 25 Morgen Land besitzt, die er mit Hilfe des Staates erworben hat, kann auf diese Weise gut leben



gen, Kopenhagen heißt – nicht Stockholm und nicht Oslo. Eine hübsche Stadt, nicht nur wegen ihrer Lage auf einer Insel. Auch wegen ihrer Großzügigkeit, ihrer Baudenkmäler, ihrer Museen. Nicht, daß Jens Pedersen ein besonders begeisterter Museumsbesucher wäre, das nicht. Vor gut zwanzig Jahren, als er noch ein junger Mann war, war Jens Pedersen stärker kulturell interessiert. Damals besuchte er eine Einrichtung, die von Dänemark ihren Ausgang nahm und sich in vielen Ländern einen festen Platz im öffentlichen Leben gesichert hat: die Volkshochschule. Inzwischen hat Jens ein wenig Speck angesetzt – nicht zu viel freilich, aber doch so viel, daß er sich nur noch ungern in solch geistige Strapazen stürzt. Das ist zwar bei manchen seiner Alterskollegen anders, aber Jens liebt vielleicht in besonderem Maße die Ruhe. Das heißt nicht, daß er nicht doch mit Vergnügen und Dankbarkeit an die Zeit der Volkshochschule zurückdenkt. Schließlich verdankt er ihr auch die Bekanntschaft seiner Frau Mette. Vielleicht würden romantischere Menschen als Jens behaupten, die Ehe zwischen den beiden nicht mehr ganz jungen Leuten (sie waren beide 28 bei der Hochzeit) sei eine Vernunftsehe gewesen.

Jens und Mette wissen es besser: Es war eine Liebesheirat, die freilich nicht ohne Sinn und Verstand zustande gekommen ist.

Teuer, aber mit Komfort

Heute wohnen Jens und Mette am Stadtrand von Kopenhagen in einer Neubauwohnung. Sie ist nicht gerade billig. Rund 25 v.H. seines Einkommens zahlt er Miete. Aber dafür besitzt die Wohnung allen Komfort: Zentralheizung, eingebaute Schränke und Tische, Müllschlucker, Kühlschrank und Elektroherd. Ein Balkon ist selbstverständlich. Im Keller steht eine gemeinsame automatische Waschanlage. Manchmal haben die Pedersens, die übrigens zwei nun schon fast erwachsene Söhne haben, in den letzten Jahren ihre Freunde in einer Altbauwohnung beneidet, die nicht einmal 10 v.H. ihres Einkommens als Miete aufbringen mußten. Aber eine Mietpreisreform hat die Mieten für Altbauten inzwischen erheblich angehoben.

Altersversorgung wird aus Steuermitteln finanziert

Jens Pedersen ist Schlosser in einer Motorenfabrik.

Sein Einkommen beträgt im Jahr etwa 12000 Kronen. So viel verdient auch ein mittlerer Angestellter. Das sind rund 600 DM im Monat. Davon gibt er etwa 30 v.H. für die Ernährung aus, 15 v.H. für Kleidung (er ist besser angezogen, wenn auch nicht eleganter, als der Durchschnitt seiner Kollegen in anderen europäischen Ländern). Die Steuern betragen rund 10 v.H. seines Einkommens. Freilich kommen noch dazu die verhältnismäßig hohen indirekten Steuern des Staates auf alle möglichen Dinge, aus denen nicht zum geringen Teil die sozialen Aufwendungen finanziert werden, die Dänemark den Ruf eines sehr sozialen Landes eingetragen haben. So umfaßt die Krankenversicherung alle als „unbemittelt“ geltenden Personen, auch Jens Pedersen und Familie, insgesamt rund 90 v.H. der Bevölkerung. Der Beitrag je Monat: durchschnittlich sieben Kronen. Die Altersversorgung wird aus Steuermitteln finanziert. So würde Jens Pedersen mit Frau als Kopenhagener Rentner einschließlich einer Bekleidungszulage zur Zeit rund 200 DM Altersrente bekommen. Natürlich kann er auch noch privat für sein Alter Vorsorge treffen, und viele tun es.



◀ Die anmutige Seejungfer im Kopenhagener Hafen ist ein Wahrzeichen der Stadt und eines der beliebtesten Motive der Fotoamateure aus aller Welt

Ein Land kleiner und mittlerer Bauern

So verläuft das Leben dieser dänischen Familie in ruhigem Gleichmaß zwischen Arbeit und Freizeit, zwischen Werkshallen und dem Schrebergarten, zwischen Kopenhagen und der Urlaubsreise, die Jens und seine Frau fast regelmäßig ins Ausland führt. Die Kinder gehen in der Zeit zum Onkel aufs Land, der einer der vielen Kleinbauern ist, mit sechs Hektar gut bebauten Bodens. Er hat fünf Kühe im Stall, zwölf Schweine und rund 150 Hühner. Seine Lösung: intensiver Betrieb, bestmögliche Ausnutzung des Bodens und der Tiere. Daß er günstig einkaufen und seine Produkte zum Höchstpreis verkaufen kann, dafür sorgen die Genossenschaften, die das Rückgrat des landwirtschaftlichen Lebens in Dänemark bilden. Kein Wunder, daß Dänemark, je Kopf der Bevölkerung gerechnet, zu den exportintensivsten Ländern gehört. Aber in den letzten Jahren hat der Industrieexport den Export an landwirtschaftlichen Erzeugnissen fast eingeholt – sehr zur Beruhigung der Wirtschaftler.

Lob der Mitte

Man nennt Kopenhagen wohl das Paris des Nordens, die Dänen die Franzosen des Nordens. Das ist gar kein so falsches Urteil. Mag die Bürgerlichkeit auch in anderen Ländern und Völkern heimisch sein, es gibt nicht viele Menschen, die sich mit so viel Begeisterung zum guten Mittelmaß bekennen wie Jens Pedersen aus Kopenhagen. Dr. Bohmert

Jens Pedersen ist in der Gewerkschaft. Das ist in Dänemark selbstverständlich. Aber ebenso selbstverständlich scheint es ihm, daß die Arbeitgeber straff organisiert sind. Trotzdem halten Jens Pedersen und die anderen 650000 Lohnarbeiter Dänemarks nichts von Barrikaden. Den Klassenkampf überlassen sie anderen Völkern. Für sie ist er ein Fremdwort, das für die dänischen Verhältnisse keine Bedeutung hat.

Gut und reichlich

Jeden Morgen kurz vor acht setzt sich Jens Pedersen auf sein Rad, um zur Arbeit zu fahren. Er ist dann einer von Hunderttausend, wenigstens im Sommer, für die das Fahrrad kein Fortbewegungsmittel ist, sondern sozusagen zu den Menschenrechten gehört. Das gilt auch bereits für die Zehnjährigen. Vorn an der Lenkstange haben viele einen Madkurv (Eßkorb) hängen. Aus gutem Grund. Denn was Jens und seine Kollegen als Frühstück mit ins Werk nehmen, ist geeignet, auch den Hungrigsten satt zu machen. Frühstücksbrote werden nicht zugeklappt, sondern belegt und reich garniert mit Salat und Salätchen übereinandergestapelt nach dem Rhythmus: Brot – Belag – Salat – Salätchen – Papier – Brot – Belag – Salat – Salätchen – Papier und so fort. Zu Mittag ißt Jens Pedersen nach Feierabend zwischen fünf und sechs Uhr.

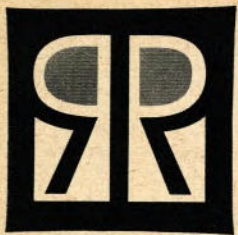
Der Schrebergarten ist sein Reich

Kurze Zeit später sieht man ihn schon wieder das Rad besteigen. Das Ziel: sein Schrebergarten, der drei Kilometer von der Wohnung entfernt liegt. Das ist sein Reich, dem all seine Liebe und die seiner Frau gehört. Die Gartenlaube hat Jens nach einem genauen Plan gebaut, den der Schrebergartenverein „Sonnenfreunde“ für alle Mitglieder verbindlich aufgestellt hat. Jens ist Kassierer dieses Vereins, dem Angestellte und Arbeiter, Selbständige und freie Berufe in bunter Reihe an-

gehören. Wenn Jens Pedersen gegen neun aus dem Garten nach Hause kommt, gibt es zum Tagesabschluß noch einen „Aftenkaffe“ mit Kuchen. Dann raucht Jens mit Genuß seine letzte Pfeife, und Mette leistet ihm mit einer Zigarre Gesellschaft. Sie zieht, wie viele andere dänische Frauen auch, den würzigen Zigarrenschmack den leichten Zigaretten vor.



▶ In diesem Haus in Odense hat der liebenswerte Märchendichter Hans Christian Andersen gelebt



Liegt die politische Macht bei den Sachverständigen?

Das 10. Europäische Gespräch der Ruhrfestspiele



„Unsere organisierte, verwissenschaftlichte, immer unüberschaubarer werdende Welt fordert eine Klärung der Frage, wie sich Politik, Verwaltung und Organisation heute wirklich vollziehen.“

Mit diesen Worten begründete der zweite Vorsitzende des Deutschen Gewerkschaftsbundes, Bernhard Tacke, bei der Eröffnung das Thema, das dem 10. Europäischen Gespräch gestellt war: „Sachverstand und Politik in der Demokratie“. In dem drei Tage dauernden Gespräch in der Recklinghäuser Engelsburg ging es den Gesprächsteilnehmern und den mehr als 300 Zuhörern um bedeutende Fragen unseres gesellschaftlichen und politischen Lebens.

Bedroht der „Sachverständige“ die Demokratie?

Werden die Parlamente in unserer heutigen Gesellschaft durch die fachkundige Bürokratie entmachtet? Können unsere Politiker noch eigene Entscheidungen treffen oder sind sie dem Urteil der Fachleute, der „Experten“, ausgeliefert? Haben in der Politik nicht bereits die Sachverständigen der Bürokratie und der Interessenverbände die politische Macht übernommen? Droht unserer Demokratie nicht von dieser Seite her eine große Gefahr?

Drei Tage lang, vom 8. bis 10. Juli, bemühten sich achtzehn Wissenschaftler, Politiker und Gewerkschaftler aus Deutschland, Italien, Frankreich, Belgien, England und den Vereinig-

ten Staaten unter der geschickten Leitung von Professor Eugen Kogon, die Beziehungen zwischen Sachverstand und Politik aufzuhehlen und Erkenntnisse zum Verständnis unseres Daseins zu gewinnen: ein schwer zu bewältigendes Unterfangen, wie sich herausstellen sollte. Vorträge und Diskussionen zeigten, wie vielschichtig das Thema ist und wie sehr es sich klarer Abgrenzungen entzieht.

Das Europäische Gespräch leitete Professor Stammer, Direktor des Instituts für Soziologie der Freien Universität Berlin, mit einem Vortrag ein, in dem er die Gegebenheiten unseres heutigen politischen und gesellschaftlichen Lebens darstellte.

Unsere Gesellschaft verändert sich ständig

Das Zusammenleben der Menschen und Gruppen in unserer Demokratie bestimmten nach seiner Ansicht nicht mehr feststehende, alt-hergebrachte Normen, Leitbilder und Verhaltensweisen. Unsere heutige industrielle Gesellschaft unterliege vielmehr ständigen, schwer durchschaubaren Veränderungen. Immer stärker werde unser Dasein von wissenschaftlichen Erkenntnissen bestimmt, verbunden mit einer Technisierung der Betriebe, der Verwaltungen, der Organisationen, der Presse, des Rundfunks und des Fernsehens.

In den Betrieben habe der technische Fortschritt auf der einen Seite die Arbeitstätigkeiten vereinfacht, andererseits aber den Bedarf an

▲ Dem zehnten Europäischen Gespräch der Ruhrfestspiele folgten weit über dreihundert Menschen in der Engelsburg in Recklinghausen. Sie alle bewegte die Frage, ob unsere Zeit dem Sachverständigen in der Politik zuviel Macht einräume

ausgebildeten Fachkräften wesentlich gesteigert. Dadurch verwischten sich die bisherigen Unterschiede zwischen geistiger und manueller Arbeit, zwischen Angestellten und Arbeitern, immer mehr.

Professor Stammer warnte vor der Annahme, daß sich in der gegenwärtigen zweiten Phase der industriellen Revolution die Klassenunterschiede zunehmend verringerten und die gesellschaftliche Entwicklung auf eine soziale Gleichheit zustrebe. Die Klassenunterschiede zwischen denen, die „oben“ und denen, die „unten“ stünden, würden dann besonders sichtbar werden, wenn man ihre unterschiedliche wirtschaftliche und politische Macht miteinander vergleiche. So habe die verbesserte soziale Lage der Arbeitnehmer keineswegs ihre gesellschaftliche und politische Macht entsprechend gesteigert. Diese Gegebenheiten seien nur durch die gegenwärtige Hochkonjunktur verdeckt.

Die Aufgaben des Staates nehmen zu

Im Zuge unserer gesellschaftlichen Entwicklung seien Organisationen und Verbände entstanden, die bestimmte Interessen verträten.

Sie beeinflussten heute nachdrücklich unsere gesellschaftliche und politische Ordnung. In den letzten Jahrzehnten hätten die Aufgaben des Staates nicht nur im Bereich der öffentlichen Wirtschaft und der öffentlichen Verwaltung stark zugenommen. Immer stärker stelle sich die Notwendigkeit heraus, mehr und gründlicher als bisher die Gesellschaftspolitik zu planen und die staatlichen und gesellschaftlichen Kräfte zu kontrollieren. Diese Aufgaben könnten aber nicht bewältigt werden, ohne noch mehr als bisher den Sachverständigen heranzuziehen.

In unserer heutigen Demokratie sei die politische Willensbildung eine Angelegenheit aller Schichten des Volkes. Die Verbindung zwischen den Bürgern und der Führung im Parlament und der Regierung stellten die politischen Parteien, die verschiedenartigen Interessenverbände und die Führungsmittel der öffentlichen Meinung, wie Presse, Rundfunk und Fernsehen her. Ein Kennzeichen unserer Demokratie bestehe darin, daß der Zugang zur politischen Führung jedermann offen stehen müsse, soweit er fähig sei, die verlangten Aufgaben zu übernehmen und die erwarteten Leistungen zu vollbringen.

Mit der Teilnahme an den Wahlen ist es nicht getan

Demokratie sei jedoch in unserer heutigen komplizierten Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung nicht mehr einfach Volksherrschaft, nicht mehr Selbstregierung des Volkes, sondern vielmehr eine politische Ordnung, in der konkurrierende politische Gruppen im Auftrage und unter der Kontrolle des Volkes bestrebt seien, die Regierungsverantwortung zu übernehmen. Dieses System könne aber nur dann zufriedenstellend arbeiten, wenn die Bürger aus allen Schichten des Volkes am politischen Geschehen und am Aufbau der Gesellschaft aktiv mitwirkten. Mit der Teilnahme an den Wahlen allein sei es nicht getan. Wenn die politische Herrschaft nicht von der Bürokratie oder von Organisationen ausgeübt werden solle, müsse der Staatsbürger tatkräftig in den Parteien und Verbänden mitwirken und an der sozialen und staatlichen Selbstverwaltung seine Rechte der Mitbestimmung, der Mitwirkung und der Kontrolle geltend machen.

Was ist der Sachverständige für ein Mensch?

Die Gespräche und weiteren Vorträge nach dem einleitenden Referat Professor Stammers führten zunächst zu dem Ergebnis, daß der Sachverständige durch Ausbildung und Erfahrung über ein sehr großes Fachwissen eines bestimmten Sachgebietes verfügt. Aus diesem Fachwissen erwachse aber eine Überlegenheit gegenüber anderen Menschen, durch die der Sachverständige leicht dazu neige, seine Ansichten anderen Menschen aufzunötigen. Lerne der Sachverständige jedoch auch vom Standpunkt des anderen aus zu denken, dann werde er zum Politiker. Darüber hinaus erkannte man, daß Sachverstand und Politik keine Gegensätze seien, daß sie vielmehr eine enge Verbindung eingehen müßten. Dieser Wunsch nach einem engen Zusammenwirken von Sachverstand und Politik habe zu allen Zeiten die Menschen bewegt.

Die Entscheidung trifft der Politiker

Auf die Frage, wo Sachverstand vor allem anzutreffen sei, ergab sich: Sachverstand herr-

sche vor allem in den Bürokratien von Regierung und Verwaltung vor, die dadurch eine besonders starke Stellung gegenüber den Parlamenten, den Parteien und der Bevölkerung besäßen. Ferner sei der Sachverstand besonders stark bei den Interessenverbänden anzutreffen. Diese Verquickung von Sachverstand mit bestimmten Interessen sei eines der schwierigsten Probleme, die sich unserer Demokratie stellen.

Denn keinesfalls dürfe sich der Politiker an den Sachverständigen ausliefern. Die Sachverständigen könnten zwar Alternativvorschläge erarbeiten, die Wahl zwischen diesen Vorschlägen falle jedoch eindeutig in die Zuständigkeit des Parlaments und seiner Organe. Auch die geringste Anordnung dürfe in einem demokratischen Staat nur von dem freigewählten Parlament ausgehen.

In diesem Zusammenhang wurde auch festgestellt, daß die Abgeordneten unserer Parlamente heutzutage vielfach überfordert seien. Einmal säßen ihnen sachverständige Ministerialbeamte gegenüber, die danach streben, ihre Gesetzentwürfe durchzubringen, andererseits hätten sie es mit sachverständigen Vertretern der Interessenverbände zu tun, die möglichst viel für ihre Auftraggeber herausholen wollten. Auf der anderen Seite fehlten unseren Abgeordneten aber Sachverständige, die nicht

bestimmten Organisationen verpflichtet seien. Deshalb habe sich der in den USA bestehende parlamentarische Hilfsdienst ausgezeichnet bewährt. Zweihundert gutbezahlte Fachleute aller Gebiete stünden dort den Abgeordneten zur Verfügung. Jeder Abgeordnete könne sich an die Sachverständigen wenden und bei ihnen Rat holen. Sie versorgten ihn mit Unterlagen und erörterten mit ihm die Gesichtspunkte, die es den Abgeordneten erleichtern, sich in bestimmten politischen Fragen eine eigene Meinung zu bilden.

Zusammengefaßt machte das 10. Europäische Gespräch also offenbar, daß eine enge Zusammenarbeit zwischen Sachverstand und Politik unserer demokratischen Staatsordnung nur dienlich sein könne. Hinzutreten müsse aber die tätige Anteilnahme der Staatsbürger am politischen Geschehen, ihre Mitwirkung in den Parteien, Verbänden und in der sozialen und staatlichen Selbstverwaltung. Seien diese Gegebenheiten vorhanden, werde sich eindeutig erweisen, daß die Demokratie die beste aller möglichen Staatsformen sei.

▼ Drei Tage lang bemühten sich achtzehn Gesprächsteilnehmer unter der Leitung von Professor Eugen Kogon, Frankfurt (rechts), die aufgeworfenen Fragen zu beantworten. Professor Stammer, Berlin, leitete mit einem grundlegenden Vortrag das Gespräch ein (links)



Mitverantwortlich für die Sicherheit

Auf Anregung des Bundesverbandes der Deutschen Industrie geben wir gern — denn auch wir alle sind von den Gefahren des Straßenverkehrs stündlich und täglich umlauert — folgenden Aufruf bekannt:

Fühle Dich mitverantwortlich für die Sicherheit auf der Straße!

Die ständig steigende Unfallgefahr im Straßenverkehr mahnt uns täglich zum entschiedenen Kampf gegen dieses Übel unserer modernen Zeit. Im letzten Jahr forderte der Verkehrstod über 14000mal seinen Tribut, über 436000 Menschen wurden bei Verkehrsunfällen verletzt. Dies in einem einzigen Jahr! Zwar sind die Unfallziffern nicht prozentual zum Anwachsen des Verkehrs gestiegen; dennoch steht die Bundesrepublik — gemessen an der Zahl der zugelassenen Fahrzeuge und der Länge des Straßennetzes — unter allen europäischen Ländern mit diesen Verlustziffern an der Spitze.

Der Bundesverband der Deutschen Industrie ruft deshalb die in der Industrie beschäftigten rund 8 Millionen Werktätigen zur Mitarbeit auf.

Technische Vorkehrungen und Straßenbau sind zur Erhöhung der Verkehrssicherheit unentbehrlich; sie allein aber schaffen es nicht. Es kommt entscheidend auf die

moralische Grundhaltung

an, die jeder von uns dem Verkehr und seinen Gefahren entgegenbringt. Von 38 Toten, die auf unseren Straßen täglich zu beklagen sind, kommen allein 31 durch Fahrlässigkeit, Verantwortungslosigkeit und Leichtsinn ums Leben.

Mehr Verantwortungsbewußtsein im Straßenverkehr:

Eine Forderung, die nicht nur die „zuständigen“ Stellen, sondern uns alle angeht. Der Berufskraftfahrer, ob als Privatchauffeur oder als Lastzugfahrer, der Werktätige, der zur Arbeit fährt, der Schüler und der Lehrling mit seinem Rad auf dem Weg zur Schule oder zur Arbeitsstätte, der Arbeiter, Angestellte, aber auch die Hausfrau bei ihrem Einkaufsgang: sie alle sind „Verkehrsteilnehmer“ und tragen deshalb mit an der Verantwortung. Von ihrem Verhalten hängt das Wohl und Wehe vieler Mitbürger ab. Diese Mitverantwortung sollte jeder von uns sich selbst und seiner Familie in ihrer Tragweite immer wieder recht deutlich machen.

Gleichgültigkeit und Abstumpfung sind die größten Feinde im Kampf gegen die Verkehrsgefahr!

Fahre rücksichtsvoll! Fahre höflich! Fahre verantwortungsbewußt! Sei ritterlich am Steuer! Achte den anderen, auch als Fußgänger! Die Ausnutzung des Rechts des Stärkeren ist stets unfair. Ein Erzwingen der Vorfahrt, leichtfertiges Überholen und dergleichen sind Fahrarten, die das Ausland kaum kennt. Sollte in Deutschland nicht möglich sein, was in einer großen Zahl europäischer Nachbarländer und in den USA möglich ist?

Eine neue Verkehrsgesinnung ist erforderlich!

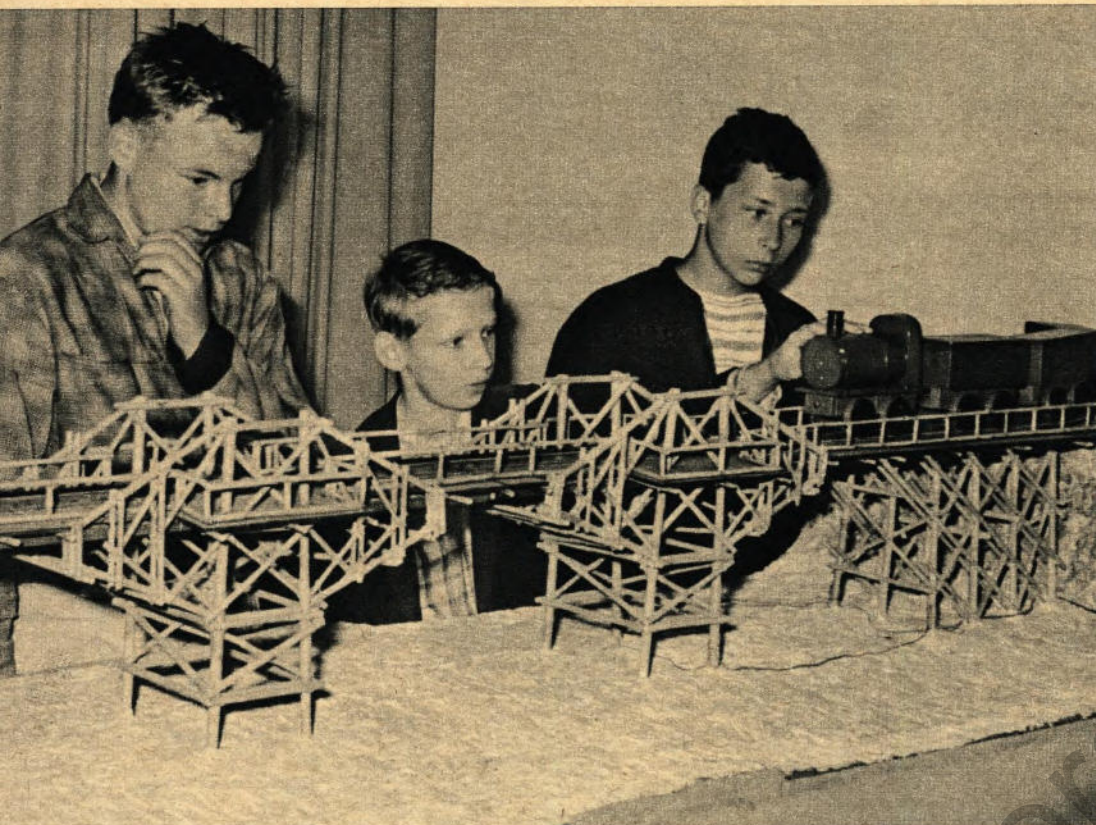
Es gibt im Verkehr keine Konkurrenten oder Gegner, sondern nur Partner. Jeder muß wissen, daß rücksichtsloses oder fahrlässiges Verhalten ihn aus der Gemeinschaft dieser Partner ausschließt.

Viele Anregungen sind schon gegeben, um dem Mitmenschen im Straßenverkehr mit mehr Achtung zu begegnen. Hilf mit, daß sie Gemeingut werden! Deshalb noch einmal:

Fühle Dich mitverantwortlich für die Sicherheit auf der Straße!



Bergbaujugend reitet Steckpferde



Immer wieder muß die Technik als Sündenbock erhalten, wenn man die Hast und Unruhe unserer Zeit verurteilt. Doch die Technik ist weder gut noch böse. Es liegt in unserer Hand, sie zur willigen Dienerin des Menschen zu machen. Gelingt es uns, schenkt sie uns reichlichen Gewinn, deren schönster gewiß die wachsende Freizeit ist.

Vor wenigen Wochen hat die IG Bergbau und Energie im Dortmunder Haus der Jugend mit einer Ausstellung bewiesen, daß die Bergbaujugend keine Angst vor der Freizeit hat. Unsere Bilder legen Zeugnis davon ab, daß unsere Jungen im Bergbau – unter ihnen auch Berglehrlinge der Schachanlage Kaiserstuhl, die wir in einem der nächsten Hefte beim Basteln vorstellen werden – die vielfältigen Formen handwerklich-schöpferischer Betätigung als einen guten Weg erkannt haben, zu sich selber zu kommen und sich frei und ungehemmt zu entfalten.

Von bunten Unterglasklebearbeiten, gekonnten Schnitzereien und geschickten Flechtarbeiten bis zu werkgetreuen Schiffsmodellen und Sammlungen verschiedenster Art waren alle nur denkbaren Steckpferde auf der Ausstellung vertreten. Arbeiten, denen man die Geduld und Liebe ansah, mit denen sie von unseren Vierzehn- bis Achtzehnjährigen gebastelt wurden.



Eine gut gelungene Belegschaftsveranstaltung



Vor fünf Monaten sprach in einer Belegschaftsveranstaltung der Hoesch AG Hauptverwaltung unser Aufsichtsratsmitglied Staatssekretär Professor Dr. Brandt, der in Nordrhein-Westfalen das Landesamt für Forschung leitet, zu unseren Mitarbeitern über die Forschung als Tor zur Zukunft (siehe Heft 3, 1961).

Auch für die Belegschaftsveranstaltung der Hoesch AG Hauptverwaltung am 7. Juli 1961 gewannen wir einen bekannten Wissenschaftler als Vortragenden. Dr. Rolf Fritz, der Leiter des Museums für Kunst und Kulturgeschichte der Stadt Dortmund auf Schloß Cappenberg, sprach über „Neue Forschungsergebnisse in der westfälischen Tafelmalerei“, also über ein Thema, das dem Wortlaut nach eng begrenzt schien und dann doch einen fesselnden Ausblick auf neuzeitliche Forschungsmethoden der Kunstgeschichte gab.

Der Betriebsrat berichtete

230 Mitarbeiter der Hoesch AG Hauptverwaltung waren am Spätnachmittag des 7. Juli 1961 zu dieser Belegschaftsveranstaltung in die Dortmunder Gaststätte „Flora“ gekommen. Als Betriebsratsvorsitzender Weber die Versammlung eröffnete, begrüßte er besonders herzlich unseren Gast Dr. Fritz und vom Vorstand Dr.

Ochel, Dr. Koch und Dr. Schulte. Danach gab er einen Überblick über die Arbeit des Betriebsrates. Mit Freude stellte er dabei fest, daß die Beteiligung an der Betriebsratswahl vom 14. April 1961 gut gewesen sei und dankte zugleich den Betriebsratsmitgliedern Klein und Westerloh für ihre langjährige Mitarbeit. Beide haben sich in diesem Jahr nicht wieder zur Wahl gestellt, Wilhelm Klein seines Alters wegen und Heinz Westerloh wegen seiner starken Inanspruchnahme als Revisor.

Friedrich Weber ging dann auf die fünfprozentige Erhöhung der Tariflöhne und -gehälter in der eisenschaffenden Industrie ab 1. Juli 1961 ein und erklärte, daß nach Übereinkunft mit dem Vorstand auch die außertariflichen Gehälter bis zu einer bestimmten Höhe überprüft und entsprechend angeglichen würden. Besonders erfreut sei der Betriebsrat über die Wohnungsvergabe in der neuen Hoesch-Siedlung an der Akazienstraße, in der auch einige Angestellte der Hauptverwaltung ein neues Heim finden werden (über die neue Siedlung berichteten wir in Heft 7).

Danach erkundigte sich Friedrich Weber nach dem neuen Verwaltungsgebäude. Er bat darum, auch den Betriebsrat über die weitere Planung zu unterrichten, da ja die Gestaltung des Arbeitsplatzes für das Wohlbefinden der Mit-

arbeiter besonders bedeutungsvoll sei und einen entscheidenden Einfluß auf die Arbeitsleistung jedes einzelnen ausübe. Abschließend dankte er dem Vorstand für die gute und harmonische Atmosphäre, in der bisher alle Verhandlungen stattgefunden hätten.

arbeiters besonders bedeutungsvoll sei und einen entscheidenden Einfluß auf die Arbeitsleistung jedes einzelnen ausübe. Abschließend dankte er dem Vorstand für die gute und harmonische Atmosphäre, in der bisher alle Verhandlungen stattgefunden hätten.

Viele Gesichtspunkte berücksichtigen

Auch Dr. Koch stellte die stets fruchtbare und vertrauensvolle Zusammenarbeit mit dem Betriebsrat an den Anfang seiner Ausführungen, nachdem er im Namen aller Gäste für die freundliche Begrüßung gedankt hatte. Auf die Frage, ob in Kürze ein neues Verwaltungsgebäude gebaut werden solle, antwortete er, daß man die Entscheidung über den Bau bis zum Frühjahr zurückgestellt habe und dann erst endgültig entscheiden werde, ob und in welcher Weise das Bauvorhaben zu verwirklichen sei; dabei habe man sich auch von dem Gedanken leiten lassen, daß es vielleicht nicht richtig sei, in einer zu überhitzten Baukonjunktur das Verwaltungsgebäude zu errichten.

Selbstverständlich würde der Betriebsrat über die weitere Planung unterrichtet, zumal wir bei der Planung eines solchen Verwaltungsgebäudes alle erdenklichen Gesichtspunkte berücksichtigen müßten, damit wir nicht Gefahr liefen, in der Übereilung Fehler zu machen, an denen auch noch die nächste Generation zu tragen habe.

Zehn Jahre Mitbestimmung

Dr. Koch erinnerte dann an den Tag, an dem vor zehn Jahren das Gesetz über die Mitbestimmung bei Kohle und Stahl wirksam geworden sei, an dessen Beratungen er selbst als Abgeordneter des Bundestages mitgewirkt habe. Er erklärte, daß alle, die in einem Mitbestimmungsunternehmen wie Hoesch arbeiten, aus eigener Erfahrung wüßten, daß sich die Mitbestimmung inzwischen bewährt habe. Deshalb hätten wir auch nach der Umwandlung der Westfalenhütte und der Hoesch-Bergbauunternehmen in Zweigniederlassungen die betriebsnahe Mitbestimmung durch die Vereinbarungen des Lüdenscheider Abkommens erhalten (siehe Heft 9/1959). Dr. Koch wies in diesem Zusammenhang darauf hin, daß WERK UND WIR dem zehnjährigen Bestehen der Mitbestimmung, und aus gutem Grunde im Zusammenhang damit dem 2. Bildungsweg, soweit er allen Belegschaftsmitgliedern offenstehe, ein besonderes Heft gewidmet habe, das allen Belegschaftsmitgliedern zugegangen sei. Dr. Koch schloß mit den Worten, daß es weiterhin gelte, das Mitbestimmungsgesetz mit wahren Leben zu erfüllen, um die Voraussetzungen auch für die künftige fruchtbare Zusammen-

arbeit zu erhalten – zum Wohle der Menschen in den Betrieben, zum Wohle des Unternehmens und zum Wohle unserer Wirtschaft und unseres Volkes.

Hoesch-Hauptversammlungen – heute und früher

Nach Dr. Kochs Ausführungen berichtete Dr. Schulte über die diesjährige Hauptversammlung (siehe Heft 6/1961). Dr. Schulte, der in den 29 Jahren seiner Zugehörigkeit zu Hoesch schon viele Hauptversammlungen vorbereitete und miterlebte, sagte, daß der Tag der Hauptversammlung seit je ein besonderer Tag im Leben einer Aktiengesellschaft sei, da an diesem Tag Vorstand und Aufsichtsrat den Aktionären Rechenschaft über das abgelaufene Geschäftsjahr gäben.

Sachliche Kritik erwünscht

Dr. Schulte stellte fest, daß die Zahl der an den Hauptversammlungen teilnehmenden Aktionäre vor allem nach dem zweiten Weltkrieg stark angewachsen sei. Seien es früher zweihundert Aktionäre gewesen, so kämen seit 1958 regelmäßig achthundert bis tausend Aktionäre zur Hauptversammlung; unter ihnen – ebenfalls im Gegensatz zu früher – nicht weniger Frauen als Männer. Diese Aktionäre und ihre Bevollmächtigten verträten siebzug bis achtzig v.H. unseres Aktienkapitals. Die Versammlung dauere nun auch nicht nur eineinhalb bis zwei Stunden wie früher, sondern drei bis vier Stunden – 1958 habe sie sich sogar über mehr als neun Stunden hingezogen.

Mit Bedauern ging Dr. Schulte auf den nicht durchweg harmonischen Verlauf der letzten Hauptversammlung ein. Er betonte, daß seine Kritik nicht bedeuten solle, daß in einer fair geführten Diskussion nicht alles zur Sprache kommen dürfe, was der Aktionär wissen möchte, und daß man auch nicht vor Meinungsverschiedenheiten zurückschrecke, die es schließlich überall gäbe; zu verurteilen sei jedoch, wenn einzelne Aktionäre das Auskunftsrecht mißbrauchten und durch die Art ihrer Ausführungen einen Ton in die Hauptversammlung trügen, der auch dem Ansehen der Aktionäre und der Bedeutung einer Hauptversammlung nicht zuträglich sein könne. Dr. Schulte endete seine Ausführungen mit dem Wunsch, daß die Hauptversammlungen in Zukunft wieder so harmonisch und sachlich wie in früheren Jahren verlaufen möchten.

Neue Forschungsmethoden in der Kunstgeschichte

Nach Dr. Schulte ergriff Dr. Rolf Fritz, den wir schon als Kenner westfälischer Kunst und Kunstgeschichte vorgestellt haben, das Wort. An Hand zahlreicher Bilder erläuterte er die modernen Forschungsmethoden, deren sich die Wissenschaft auch auf dem Gebiet der Kunstgeschichte bedient. Im Mittelpunkt seiner Betrachtungen stand der berühmte Maler Conrad von Soest, der um 1400 gelebt hat. Dr. Fritz war so freundlich, seinen Vortrag für unsere Leser schriftlich niederzulegen, so daß wir ihn auf den folgenden Seiten im Wortlaut veröffentlichen können.



Dr. Rolf Fritz, der Leiter des Museums für Kunst und Kulturgeschichte der Stadt Dortmund auf Schloß Capenberg (zweiter von rechts), sprach über „Neue Forschungsergebnisse in der westfälischen Tafelmalerei“; vom Vorstand der Hoesch AG sahen wir Dr. Willy Ochel (zweiter von links), Dr. Erich W. Schulte (rechts), der über die erste Hauptversammlung berichtete, und Dr. Harald Koch (dritter von links), der zu den Fragen Stellung nahm, die Betriebsratsvorsitzender Friedrich Weber (links) gestellt hatte

Die Handschrift des Genies

Dortmund ist für den Menschen unserer Gegenwart die Stadt der riesigen Hüttenwerke, der Kohlengruben und der großen Bierbrauereien. Nur wenige Zeugen der alten Zeit haben die Kriege und das rasche Wachstum der modernen Stadt übriggelassen. Wenn wir hier nun Forschungsergebnisse an alten Kunstwerken vorlegen wollen, so müssen wir den Leser weit zurückführen. Mehr als fünfeinhalb Jahrhunderte trennen unsere Gegenwart von der Zeit, von der hier gesprochen werden soll.

Damals lebte in Dortmund ein Mann, dessen Name heute in der Welt ehrenvoll als der eines Sohnes der Stadt Dortmund genannt wird. Er hieß Conrad von Soest. Sein Name war jahrhundertlang vergessen und leuchtet erst jetzt neu auf. Der Maler Conrad von Soest war im vollen Sinne des Wortes ein europäischer Künstler, ein Mann, der der gesamten mitteleuropäischen Malerei neue Wege gezeigt hat. Die Ausstrahlung, die von ihm ausging, reicht im Süden bis nach Mainz, im Norden bis Schweden und von Köln bis Erfurt. Wir wissen heute, daß auch Köln bis zum Auftreten Stephan Lochners unter dem Einfluß des großen Dortmunder Malers stand. Was hat ihm diese Strahlungskraft verliehen?

Weltweit als Mensch und Künstler

Es sind wohl zwei Dinge, die hier zusammenwirken. Das eine ist die Bedeutung, die Dortmund als Hansestadt besaß – über den weit ausgreifenden Unternehmungsgeist seiner Kaufleute hat man mit Recht gesagt: Es gibt kaum eine Ostseestadt, in der nicht Einwohner gegessen hätten, die irgendwie mit Dortmund zusammenhängen. Neben dieser hansischen Gesinnung ist es aber klar, daß der Maler Conrad von Soest seine weltweite Bedeutung nur gewinnen konnte, weil er als Mensch und als Künstler weltweit gewesen ist. Er hat die Ahnen der Kunst seiner Zeit, die großen Italiener und die unvergleichliche Miniaturmalerei der Burgunder und Franzosen gewiß gekannt. Dieses alles, umgeschmolzen in seiner Persönlichkeit zu einem eigenen Stil, hat ihn zu einem geheimen König der Künstler seiner Zeit gemacht, ein Rang, den wir erst heute wieder erkennen.

Forschungsergebnisse

zum Werk des Conrad von Soest

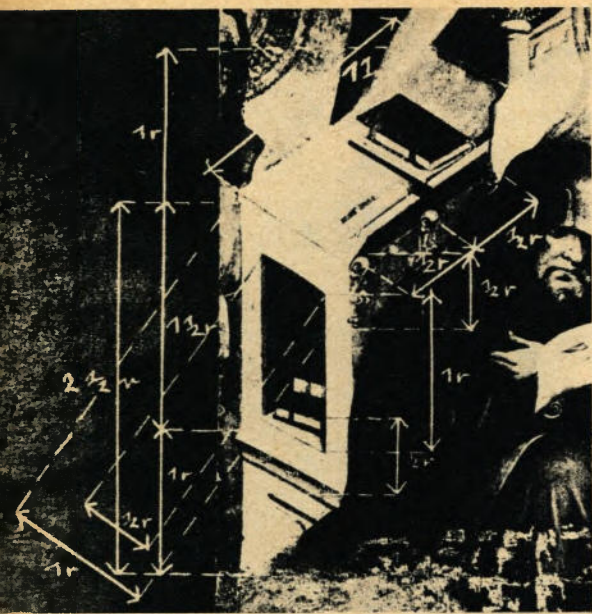
von Dr. Rolf Fritz

▼ Die Rekonstruktion der Mitteltafel verrät die ursprünglichen Maße des Bildes und zeigt, daß die Engelwolke ursprünglich viel größer war





Noch heute befindet sich diese von Conrad von Soest gemalte Bildtafel in der Dortmunder Marienkirche. Es ist das Mittelbild des Altars und stellt den Tod der Muttergottes dar. Welch erstaunliche Auskünfte dieses Bild bei eingehender Untersuchung preisgegeben hat, beschreibt unser Bericht



Sicheres über sein Leben wissen wir nur wenig. Eine inzwischen auch verlorengegangene Urkunde enthält seinen Heiratskontrakt aus dem Jahre 1394, und der große Altar in der Kirche in Wildungen wies das heute zerstörte Datum 1404 auf. Das wäre alles, was wir über den Meister wissen, wenn es nicht gelänge, aus den Werken selbst Näheres über seine Kunst, deren Herkunft, aber auch über seine Malweise und seine Technik zu erfahren.

Wir wollen hier, das sei ein für allemal gesagt, nicht von den Werken des Malers Conrad von Soest sprechen. Vielmehr wollen wir versuchen, sie nur unter dem Gesichtspunkt zu betrachten, was sie selbst auszusagen vermögen, und was wir aus ihnen über die Persönlichkeit des Malers Conrad von Soest erfahren.

Das Mittelbild des Fröndener Altars

In einer westfälischen Privatsammlung hing viele Jahrzehnte ein Bild, an dem die Kunstgelehrten und Kunsthändler vorübergingen, ohne es zu beachten. Das ist auch kein Wunder, denn die Tafel war vollständig übermalt und neu vergoldet, so daß sie kaum besonderen Eindruck machen konnte. Erst später, nachdem sie vom Dortmunder Museum erworben und restauriert worden war, bot sie ihren vollen Liebreiz dar, von dem unsere farbige Abbildung (Seite 340) eine Vorstellung vermittelt.

Es ist ein Halbfigurenbild der Muttergottes mit dem Christkind unter einem spätgotischen Bogen und vor einer Säulenstellung. Das Bild hat außer den Übermalungen, von denen wir sprachen, manchen Sturm erlebt, und doch helfen gerade die Spuren alter Beschädigungen, die es aufweist, uns weiter, wenn wir versuchen, das Bild zum Sprechen zu bringen.

Noch heute sind auf der Stirn der Muttergottes und auf der Brust neben der erhobenen Hand Spuren alter Beschädigungen sichtbar. In einem langwierigen Restaurierungsprozeß konnten diese alten Beschädigungen freigelegt und in ihrem Wesen erklärt werden. Das Ergebnis fassen wir hier kurz zusammen: Die Tafel ist auf zweifingerstarkes Eichenholz gemalt. Aber an die Stelle jener sichtbaren Beschädigungen sind in die Eichenbohle zwei Täfelchen eines Holzes eingelassen, das sich bei der Röntgenaufnahme als fremdartiges Holz erweist. Mehr noch, diese auffallenden Täfelchen trugen winzige Reste von alten Farbspuren, und sie waren, das ist etwas ganz Auffallendes, sowohl von der Rückseite des Bildes her wie auch durch die Stärke der Tafel hindurch von der Seite aus durch lange und starke Bohrungen mit der Außenwelt verbunden.

◀ Eine wichtige Erkenntnis macht dieser Ausschnitt deutlich; ein einziges, immer gleichbleibendes Maß liegt dem Bild zugrunde, das bei den Abmessungen jedes Gegenstands aufzufinden ist

Eine alte Legende wird Wirklichkeit

Nun besitzen wir eine alte Legende, die mit der Errichtung des Klosters Fröndenberg an der Ruhr zusammenhängt. Danach soll der Vater des Stifters aus dem Heiligen Land ein Bild mitgebracht haben, das aus dem Holz des Kreuzes Christi bestand. Außerdem erfahren wir von dem Botaniker, daß das Holz unserer Plättchen einem kleinasiatischen Buchsbaumgewächs angehört.

Sollten es nicht die Reste jenes ehrwürdigen Bildes gewesen sein? Wir wissen, daß es in Fröndenberg als wundertätig verehrt wurde, und die Bohrungen, von denen wir sprachen, weisen darauf hin, daß eben jene Plättchen letzte Reste des Gnadenbildes gewesen sein müssen, auf denen wir ja auch noch Farbspuren entdecken konnten.

Jetzt wird auch klar, warum die Muttergottes mit dem Christkind in der für Westfalen ganz ungewöhnlichen Gestalt der Halbfigur erscheint, warum sie so viele Einzelheiten aufweist, die in der westfälischen Malerei um 1400 ganz unverständlich sind, die sich aber leicht aus einem byzantinischen Vorbild herleiten lassen. Dieses Vorbild, oder besser gesagt, seine Reste, eben die Plättchen aus dem Holz des Kreuzes Christi wurden vom Künstler unseres Bildes in seine Eichenholztäfel eingelassen und mit seiner Malerei überdeckt.

Genauere Messungen ergeben, daß dieses Bild ursprünglich im Mittelpunkt des Fröndener Altars seinen Platz hatte, und nach neueren Forschungen erscheint es durchaus möglich, daß wir in ihm ein Frühwerk von Conrad von Soest sehen müssen. Wir begegnen ihm also an einer Stelle, an der er sich mit der großen Überlieferung der Vergangenheit auseinandersetzt und in ganz ungewöhnlicher Weise Altes und Neues miteinander verbindet.

Diese Untersuchungen werden hier in sehr einfacher Weise dargestellt, und es wird stets nur das Ergebnis gezeigt. Es muß aber einmal gesagt werden, daß diese Resultate keineswegs auf Anhieb gefunden wurden, sondern daß sie das Ergebnis langjähriger Forschungsarbeit und schwieriger Versuchsreihen sind, von denen viele sich als Irrtümer oder Umwege erwiesen. Wir legen hier also nur einige Ergebnisse vor.

Der Dortmunder Marienaltar

In der Marienkirche zu Dortmund befinden sich noch heute drei Bildtafeln, die, bevor sie in der Barockzeit stark verkleinert wurden, einen großen Flügelaltar darstellten. Diesen Flügelaltar hat die Kunstgeschichte mit überzeugenden stilistischen Gründen dem Maler Conrad von Soest zugewiesen. Wir können hier aber die Beweise dafür bringen, daß diese Bestimmung tatsächlich zu Recht besteht.

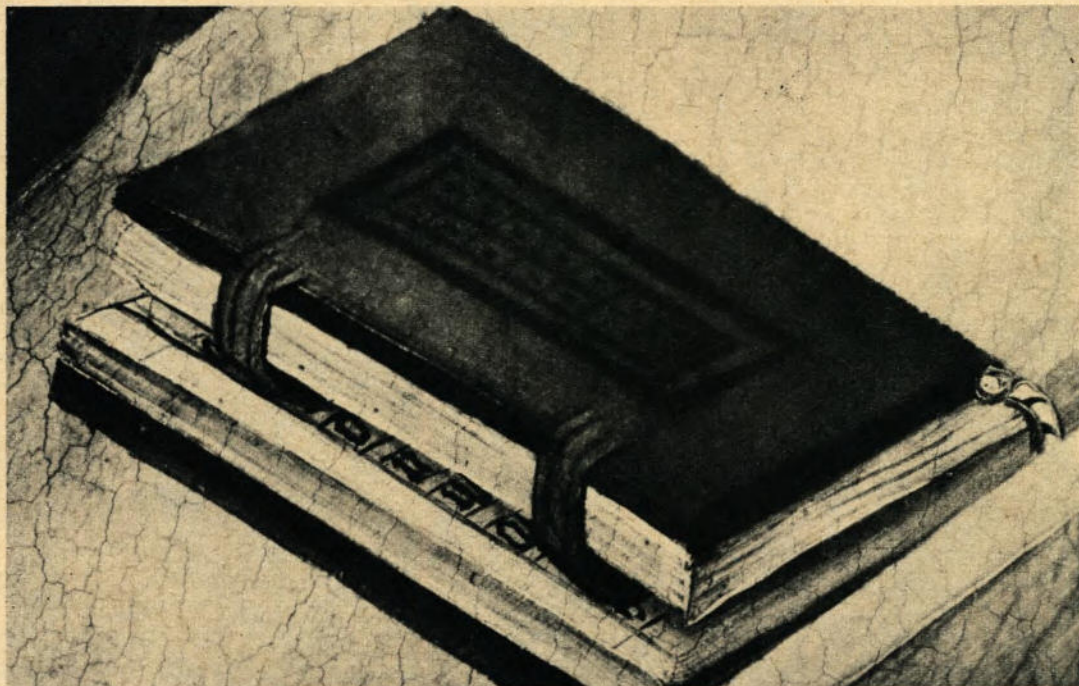
Das Mittelbild dieses großen Altares zeigte den Tod der Muttergottes auf einer großen breiten Tafel und auf den Flügeln links die Geburt Christi und rechts die Anbetung der Könige. Diese Bilder sind in den letzten dreißig Jahren immer wieder untersucht worden und Gegenstand der Forschung gewesen. Trotzdem gelingt es, bei sehr eingehender Prüfung neue und erstaunliche Auskünfte von ihnen zu erhalten.

Jedes Bild hat im Laufe der Jahrhunderte Veränderungen erfahren, die ihm in guter oder böser Absicht zugefügt wurden. So auch diese Bilder von Conrad von Soest. Eine Restaurierung, die vor etwa 100 Jahren an den Bildern vorgenommen wurde, hat ihren Bestand beeinträchtigt, ihre Gestalt verändert und unsere Vorstellung davon, wie das Ganze einmal aussah, in falsche Bahnen gelenkt.

Die veränderte Engelwolke

Man muß nur einmal die Engelwolke betrachten, die in der Geburt Christi vom oberen Bildrand herabhängt und sie mit einer ähnlichen auf der Anbetung der Könige vergleichen. Dieser Vergleich fällt zugunsten der letzteren aus, vielmehr erweist sich dieser als weitgehend übermalt und beschädigt, ein Urteil, das durch die Quarzlampe bestätigt wird. Prüft man weiter, so zeigt sich, daß diese Engelwolken ursprünglich viel größer waren und daß sie durch ein von Conrad von Soest in den Goldgrund eingeritztes Strahlennetz ihre wesentliche Gestalt erhielten. Das galt in ähnlicher Form auch für das Mittelbild. Der Umriss dieser Engelwolke ist mit Hilfe des Mikroskopes genau festzustellen und zeigt, daß diese himmlischen Gebilde ursprünglich sehr viel größer waren als dies heute der Fall ist. Ihre Ausdehnung gibt uns die

▼ Signaturen mittelalterlicher Künstler sind äußerst selten, deshalb war es eine bedeutsame Entdeckung, als man in dem Buch zwischen den ledernen Schließen die Buchstaben CON und US auffand, die zweifellos eine Signatur des Conrad von Soest darstellen



Möglichkeit, das Bild des alten Altares annähernd in unserer Phantasie wiederherzustellen. Aber dies allein genügt noch nicht für eine Rekonstruktion des gesamten Altares.

Ein ausgeklügeltes Maßsystem

Man hat von jeher vor den Bildern des Marienaltars die Ausgewogenheit der Komposition empfunden, man sprach von dem Arbeiten des Künstlers mit geistreich verwendeten geometrischen Figuren, und man lobte die angenehme und ruhige Ordnung des Ganzen. Darüber hinaus glaubte man eine Beziehung von kreisförmigen und ovalen Flächen zu einem Gerüst von Achsen zu erkennen, das sich einer streng durchgeführten Symmetrie einfügte.

Diese an sich richtigen Beobachtungen können wir heute im einzelnen beweisen. Unser Bild mit dem stehenden König läßt an dessen Scheitel rechts oben einen hellen, winzig kleinen Punkt erscheinen. Es ist ein Punkt, den Conrad von Soest durch Malerei sorgfältig überdeckte, der sich aber im Laufe der Jahrhunderte doch wieder herausgearbeitet hat.

Von solchen kleinen winzigen Punkten sind auf der heutigen Tafel fünfzehn nachzuweisen, in denen wir Hilfspunkte der Komposition erkennen. Sie bezeichnen alle wichtigen Achsen und stehen untereinander in einem bestimmbar Verhältnis. Aus diesen Verhältnissen ergibt sich, daß dem Ganzen ein einziges, immer gleichbleibendes Maß zugrunde liegt.

Wir erkennen es am deutlichsten in dem großen Heiligenschein der Muttergottes in der Geburt Christi. Der Radius dieses Heiligenscheins ist das geheime Maß des gesamten Werkes. $4\frac{1}{2}$ dieser Maßlänge ergeben eine kölnische Elle, das wichtigste Längenmaß jener Zeit. Aus diesem Maß setzen sich alle Abmessungen des Altares zusammen.

Es entspricht elfmal der Höhe und zehnmals der Breite, und Bruchteile und Vielfache dieses Maßes ergeben die Abmessungen jedes Gegenstandes, sei es ein Buch, die Sterbekerze, eine Gesichtslänge, ein Zepter, die Thronstufe, die Vase, ein Betpult oder eine Mantelschließe – überall zeigt sich folgerichtig die Anwendung dieses Maßes.

Wir führen es in einer fast technisch anmutenden Zeichnung vor, die die Richtigkeit des hier gefundenen Grundmaßes deutlich macht. Wenn wir nun auch glauben, daß wir damit das Maß gefunden haben, das Conrad von Soest seinem Altar zugrunde legte, so wissen wir doch gut, daß wir mit dieser neuen Erkenntnis den Schleier des Geheimnisses, der den Schöpfungsvorgang umgibt, nicht lüften können.

Er wird im Gegenteil um so dichter, je mehr wir die Gesetzmäßigkeit erkennen, die das Wesen dieser Bilder bestimmt und den Aufbau ihrer Komposition aus einer scheinbar starren Formel zu vollendeter Harmonie führt. Unser Wissen um die Fesseln dieser alles beherrschenden Gesetzmäßigkeit kann die Bewunderung vor dem Genius nur vermehren, der, diese Hemmnisse abstreifend, aufzusteigen vermag in das Reich höchster Schönheit, letzter Vollkommenheit und jener Freiheit, deren Voraussetzung tiefe innere Gebundenheit ist.

Unwissenheit verändert das Bild

Wenn wir mit solchen Gedanken vor das Meisterwerk des Conrad von Soest treten, so fällt uns auf, wie seltsam es doch ist, daß in dem Bild des Marienaltars der links sitzende Apostel mit traurigem Blick auf eine völlig leere Pergamentrolle starrt.

Das paßt nicht zum Sinn der Tafeln und erst recht nicht zum Geist eines großen Meisters,



von dem wir glauben, soeben einen Hauch verspürt zu haben. In der Tat zeigt eine Aufnahme unter der Quarzlampe, die wir abbilden, daß Conrad von Soest diese Pergamentrolle keineswegs leer gelassen hat, daß er auf ihr vielmehr die schönen Worte eines Psalmtextes schrieb, den spätere Unwissenheit glaubte wegputzen zu müssen.

Signaturen im Mittelalter äußerst selten

Bleiben wir noch einen Augenblick in der Nähe dieses sitzenden Apostels. In seinem Rücken sehen wir ein Lesepult, auf dem neben einer Pergamentrolle ein Buch liegt. In dieses Buch sind lederne Schließen hineingeklemmt, gleichsam als seien sie als Lesezeichen eingefügt und das Buch gerade beiseite gelegt. Zwischen diesen Schließen werden ein paar Buchstaben sichtbar. Wir können von oben nach unten CON und dann ein abschließendes US erkennen. Das ist also nichts anderes als der Name des Meisters Conrad von Soest, nichts anderes als eine versteckte Signatur, die heute nach mehr als 500 Jahren wieder aufgefunden ist. Das ist eine Entdeckung von so welttragender Bedeutung, daß wir gar nicht skeptisch genug sein können und ihre Richtigkeit nachprüfen müssen. Dies gelingt in einer Weise, die alle Erwartungen übertrifft, denn auf dem Wildunger Altar, den Conrad von Soest etwa fünfzehn

▲ Mit Infrarotstrahlen gelang es, die Vorzeichnung des Künstlers sichtbar zu machen. Unser Ausschnitt zeigt, wie alle Einzelheiten sorgfältig mit dem Silberstift vorgezeichnet sind

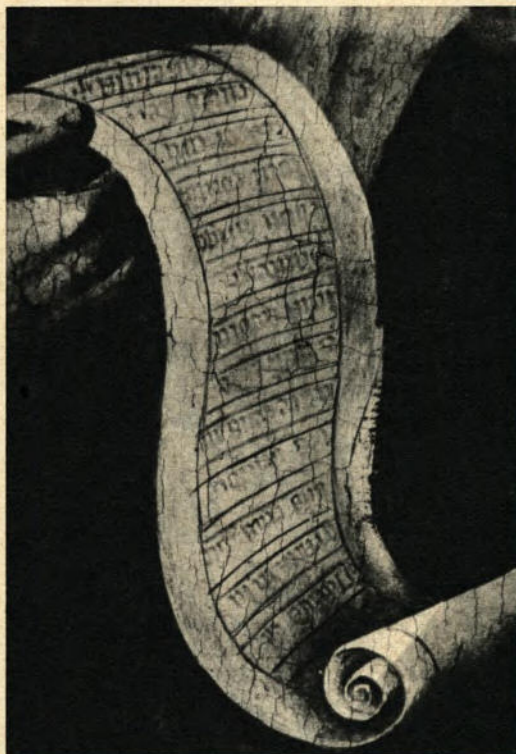
Jahre vor dem Dortmunder Altar gemalt hat, finden sich in der Verkündigung wie auch im Pfingstfest, das heißt also an zwei Stellen, Bücher, die in ganz ähnlicher Weise den Namen des Malers CONRAD zwischen den aufgeblätterten Seiten erkennen lassen. Auch diese bisher übersehenen Signaturen sind erneut der Beweis für die Autorschaft unseres Meisters, und wir glauben nicht falsch zu sehen, wenn wir meinen, daß er seinen Namen gerade in Büchern anbrachte, weil ihm der Wert und die Würde geistiger Arbeit bewußt waren.

Signaturen mittelalterlicher Künstler dieser Zeit gehören zu den größten Seltenheiten. Der Name eines Meisters, der ein Kunstwerk schuf, trat hinter seinem Werk so vollständig zurück, daß für eine Erinnerung an den Künstler kein Raum blieb. Erst mit dem Erwachen des Bewußtseins der Persönlichkeit begegnen solche Signaturen häufiger, aber erst in einer Zeit, die nach Conrad von Soest beginnt. Wir sehen ihn also, wie auch in vieler anderer Beziehung zwar als ein Kind der mittelalterlichen Welt, das aber doch schon freimütig sich dem Neuen zuwendet und, wenn auch an versteckter Stelle, so doch mit Stolz seinen Namen der Nachwelt



▲ Viele Jahrzehnte hing dieses Bild – es wird Conrad von Soest zugeschrieben und zeigt die Muttergottes des Fröndenberger Altars – unbeachtet in einer westfälischen Privatsammlung. Kein Wunder, denn die Tafel war vollständig übermalt und gewann erst ihren vollen Liebreiz zurück, als sie vom Dortmunder Museum erworben und restauriert wurde

► Seltsam muß es den Beschauer anmuten, daß der links sitzende Apostel auf eine leere Schriftrolle starrt – die Quarzlampe löst das Geheimnis –, man hat die ursprünglich beschriebene Rolle später „gesäubert“



überliefert. Dieses Versteck aufgefunden, seinen Namen wiederentdeckt und ihm nun mit Recht den Ruhm seines Werkes zuerkannt zu haben, ist eines der Ergebnisse dieser Untersuchungen.

Conrad von Soest als Zeichner

Zeichnungen mittelalterlicher Künstler gehören zu den größten Seltenheiten, und deutsche Zeichnungen aus der Zeit des Conrad von Soest haben sich nur ganz wenige erhalten. Trotzdem besteht unsere Überschrift zu Recht. Denn wenn wir auch nicht von Zeichnungen auf Papier oder Pergament sprechen können, so doch von Vorzeichnungen für die Altäre in Wildungen und Dortmund.

Diese Vorzeichnungen hat Conrad von Soest auf der Grundierung seiner Tafeln angebracht, sie bei der Ausführung sorgfältig mit Farbe überdeckt und dem Auge des Betrachters entzogen. Nun sind im Laufe der Jahrhunderte vereinzelt Spuren der Vorzeichnung durch die Farbe nach oben gedrungen, und sie gaben den Anlaß, Infrarot-Aufnahmen der Gemälde zu machen.

Die Ergebnisse sind mehr als erstaunlich. Sie holen, um zunächst vom Wildunger Altar zu sprechen, die Vorzeichnung heraus, die eigentlich der gesamten Komposition zugrunde liegt. Es gibt nichts, was nicht vorgezeichnet wurde. Der Silberstift gibt in großen Rissen die Aufteilung der Bildtafeln an, er schreibt die Figuren ein und ordnet in großen Schwüngen die weit ausholenden Gewänder. Er zeichnet Gesicht und Hände vor und weist jeder, auch der kleinsten Kleinigkeit den Platz an.

Eine der ältesten deutschen Aktzeichnungen

Das Überraschendste ist wohl die Vorzeichnung für die Körper der drei Gekreuzigten in der Mitteltafel des Wildunger Altares. Erinnern wir uns, daß es eine Aktdarstellung für den mittelalterlichen Künstler gar nicht geben konnte, daß auch eine konsequente Beobachtung des unbedeckten Körpers kaum möglich war, so ist das Ergebnis um so überraschender. Vor allem zeigt der Oberkörper eines der beiden Schächer eine vollendete Aktzeichnung, läßt aber auch die Schwierigkeiten erkennen, die dem Künstler daraus erwachsen, den verzerrt auf das Kreuz gebundenen Körper in dem Zusammenhängen seiner Gliedmaßen und Muskeln darzustellen. Gerade an diesen Stellen häufen sich die suchenden und der Form nachastenden Striche. Trotzdem gewinnen wir mit ihnen eine der ältesten Aktzeichnungen, die die deutsche Kunst kennt.

Ein Geheimnis erschließt sich

Übertragen wir nun unsere Versuche, mit Infrarotstrahlen die Zeichnung sichtbar zu machen, auf den Dortmunder Marienaltar. Auch hier sind wir zu schönen Ergebnissen gelangt. Auch hier ist, wie die Aufnahme aus dem Marientod zeigt, alles, aber auch alles sorgfältig vorgezeichnet: der Bettpfosten mit seinem Kapitell von kleinen Blättern, die suchenden Linien, die parallel hinüberführen zum anderen Ende des Bettes, die Flügel und Kleider der Engel.

Wir spüren die Frische der Inspiration, die der Zeichnung die Atmosphäre der Nähe des Schöpfungsvorganges verleiht, wir empfinden die Unmittelbarkeit, und unser Auge folgt hingerissen der Eleganz der Pinselführung. In fast unheimlicher Klarheit erschließt sich ein bisher verhülltes Geheimnis – die Handschrift des Genies.

Bei Inangriffnahme eines Briefes

Ein Blütenregen aus dem deutschen Geschäftsbrief-Blätterwald

Mit zärtlicher Liebe wird die lebloseste unter allen toten Sprachen gepflegt: das Papierdeutsch. Es gedeiht in Amtsstuben und Büros und treibt bizarre Blüten. Wer kann sagen: Bei mir nicht! Es gibt nur wenige, die diese fruchtbare Pflanze mit den Wurzeln ausgerottet haben. Das Schlimme ist: das Papierdeutsch gedeiht, man kann jäten, soviel man will. Es keimt immer wieder. Und wer dem neuen Lehrling aufs Papier schaut, wird fast immer ausrufen müssen: „Auch er!“



Das Papierdeutsch stirbt nicht. Und wenn es stürbe, so käme eine halbe Stunde später unter Garantie jemand, der befriedigt notieren würde: „Der Tod des Papierdeutschs erfolgte am 6. Mai.“ Bums, da ist es wieder! Hätte dieser Mensch nun nicht schreiben können: „Es starb am 6. Mai“!?

Nun mag mancher entgegnen: „Die Lagerung dieses Falles ist eine hochgradig verwickelte.“ (Er meint: Dieser Fall ist ziemlich verwickelt.) Und wenn man ihn fragt: „Weshalb?“, so wird er erwidern: „Bevor ich beginne, möchte ich, ohne mich in Details zu verlieren, doch immerhin die Feststellung treffen, daß die Beinhaltung (hat nichts mit ‚Bein‘ zu tun, sondern mit dem schrecklichen – papierdeutschen – Wort ‚beinhalten‘), daß die Beinhaltung eines Briefes, vor allem eines Geschäftsbriefes, in einer Art und Weise erfolgt, die dem Empfänger eine gewisse Achtung für die Firma abnötigt, deren Interessen ich vertrete.“ Er meint: „Ich möchte Geschäftsbriefe so schreiben, daß der Empfänger den besten Eindruck von meiner Firma bekommt.“ Gut! Hat er recht? Natürlich hat er recht! Nur wird er sicherlich nicht den erhofften Eindruck mit seinem geschraubten, sich windenden Stil machen.

Klarheit, Einfachheit, Genauigkeit sollten die Grundsätze für einen Geschäftsbrief sein. Beispiele, immer wieder Beispiele können heilsam

wirken. Man sollte nicht schreiben: „Wir müssen Sie aber darum bitten, es im Heim bei dieser Anzahl Kinder für die Dauer des Festes belassen zu wollen.“ Sondern: „Bitte, nehmen Sie während der Festtage keine weiteren Kinder im Heim auf.“ Man sollte vermeiden: „Bis zum Kennenlernen empfehlen wir uns Ihnen.“ „Ihre bestätigende Nachricht.“ – „Ein früherer Termin kann nicht benannt werden.“ – „Wohlbedachte Anordnung dieser Fertigungselemente nach Raumbedarf und schließlich Überwachung des Aufbaues der entworfenen Anlagen und ihre Inbetriebnahme ergänzen die Tätigkeit des Ingenieurs.“

Schlimm ist die Sucht, alles, was man gut – und vor allem verständlicher – mit einem Tätigkeitswort beschreiben könnte, mit einem Hauptwort auszudrücken. Beispiel: Einsichtnahme. „Herr Y bittet, die Unterlagen nach Einsichtnahme wieder zurücksenden zu wollen.“ Gemeint ist: „Herr Y bittet darum, ihm die Unterlagen bald wieder zurückzusenden.“ Beispiel: Inanspruchnahme. „Die Inanspruchnahme unserer Rechte erfolgt wie üblich.“ Gemeint: „Wir nehmen wie immer unsere Rechte in Anspruch.“ Beispiel: „Wir werden diese Werbung in den nächsten Tagen zur Durchführung gelangen lassen.“ Gemeint: „Wir werden mit dieser Werbung in den nächsten Tagen beginnen.“

Unausstehlich ist der gekünstelte Gebrauch der Leideform: „Das hohe Alter des Bewerbers muß in Anschlag gebracht werden.“ Gemeint ist: „Bitte, bedenken Sie, daß der Bewerber ein alter Mann ist.“ Beispiel: „Die Durchführung dieser Maßnahme muß in Angriff genommen werden.“ Gemeint ist: „Sie müssen mit der Sache beginnen.“ Oft wird diese Leideform verwandt, weil man sich scheut zu sagen, wer denn nun eigentlich etwas tun muß oder soll. „Das Rauchen muß eingestellt werden.“ Statt: „Machen Sie bitte Ihre Zigarette aus!“



Und nun ein kleiner Blütenregen deutscher Briefstil-Kunst: „Für die unserem Modehaus bekundete Aufmerksamkeit verbunden, zeichnen wir hochachtungsvoll...“ – „Hierfür läßt sich gern ein Zeitpunkt bestimmen.“ – „Wir hoffen, von Ihnen vielleicht wieder im nächsten Jahr zu lesen.“ – „Wegen der ausgedehnten Wanderung ist ein ausgezeichnetes Gehvermögen bedingt.“ – „Die beigefügten Prospekte empfehlen wir Ihrer Aufmerksamkeit.“ – „Ihren erneuten Zeilen mußten wir entnehmen...“

Es ist, als hätte der Schreiber einen Stehkragen angelegt. Das scheuert vorn, das scheuert hinten. Und man wird das Gefühl nicht los, als werde einem die Luft immer knapper. Gewiß, wenn man es gewohnt ist, einen Stehkragen zu tragen, dann legt man ihn nicht gern mit einem Ruck ab. Was sollen denn die Leute denken, wenn man plötzlich – wenigstens ungefähr – das schreibt, was man meint! Vielleicht würden sie denken: Was ist denn mit dem los? Der schreibt ja auf einmal wie ein ganz normaler Mensch!

lu

Zeichnungen: M. Oksen



40 Hoesch AG Bergbau

- 1. 8. 1961 Karl Dornseifer, Hauer
Schachtanlage Emil
- 1. 8. 1961 Franz van de Wall, Fördermaschinist
Schachtanlage Fürst Leopold-Baldur
- 3. 8. 1961 Alois Mümken, Hauer
Schachtanlage Fürst Leopold-Baldur
- 3. 8. 1961 Anton Trautner, Ausbauhelfer
Schachtanlage Kaiserstuhl
- 4. 8. 1961 Ernst Hermann, Hauer
Schachtanlage Radbod
- 12. 8. 1961 Reinhard Ziehl, Schlosser
Schachtanlage Emil
- 13. 8. 1961 Fritz Willner, Schießmeister
Schachtanlage Radbod
- 15. 8. 1961 Karl Kwiatkowski, Hauer
Schachtanlage Kaiserstuhl
- 16. 8. 1961 Artur Spei, Hauer
Schachtanlage Emil
- 17. 8. 1961 Otto Schaak, Bahnreiniger
Schachtanlage Kaiserstuhl
- 19. 8. 1961 Johann Filtgen, Hauer
Schachtanlage Emil
- 23. 8. 1961 Heinrich Schmitz, Heildiener
Schachtanlage Fritz

Hoesch AG Westfalenhütte

- 9. 8. 1961 Heinrich Kornblum, Bote
- 10. 8. 1961 Wilhelm Kilburg, Kantinenverwalter
- 10. 8. 1961 Emil Pahlke, Ablader
- 10. 8. 1961 Willi Wegner, Vorarbeiter
- 11. 8. 1961 Johann Amediek, Betriebsschreiber
- 14. 8. 1961 Emil Kleine, Kranführer
- 16. 8. 1961 Gustav Half, Weichenschlosser
- 17. 8. 1961 Josef Siegmund, Walzer
- 20. 8. 1961 Hans Himmler, Blockwalzer
- 22. 8. 1961 Anton Janke, Betriebsleiter
- 22. 8. 1961 Wilhelm Mühlbach, Maschinist
- 25. 8. 1961 Josef Schulz, Kesselwärter

Hoesch AG Walzwerke Hohenlimburg

- 1. 8. 1961 Ida Vollmer, Putzfrau
- 10. 8. 1961 Wilhelm Spickenheier, Laborhelfer

- 11. 8. 1961 Josef Nawrozki, Obermeister
- 15. 8. 1961 Albert Brammen, Schlosser
- 15. 8. 1961 Wilhelm Schoppe, Werksschreiber

Schmiedag AG Werk Ruegenberg

- 20. 8. 1961 Johann Döppeler, Vorarbeiter

Maschinenfabrik Deutschland AG

- 15. 6. 1961 Ewald Steinberg, Hobler

Trierer Walzwerk AG

- 25. 8. 1961 Gustav Bindzus, Walzer
Werk Langerfeld

25 Hoesch AG Hauptverwaltung

- 1. 8. 1961 Elfriede Maus, kfm. Angestellte

Hoesch AG Bergbau

- 2. 8. 1961 Gustav Kamm, Maschinensteiger
Schachtanlage Fritz
- 3. 8. 1961 Rudolf Jakob, Hauer
Schachtanlage Radbod
- 3. 8. 1961 Anton Gladen, Lokführer
Kokerei Emil
- 4. 8. 1961 Heinrich Peine, Hauer
Schachtanlage Fürst Leopold-Baldur
- 21. 8. 1961 Edmund Kubasik, Kokereiarbeiter
Schachtanlage Kaiserstuhl
- 25. 8. 1961 Heinrich Nohendorf, Hauer
Schachtanlage Fürst Leopold-Baldur

Hoesch AG Westfalenhütte

- 1. 8. 1961 Dipl.-Kfm. Willy Zill, Direktor
- 14. 8. 1961 Fritz Lorenz, kfm. Angestellter
- 19. 8. 1961 Roman Funke, Laborant
- 21. 8. 1961 Paul Lemke, Granulierer

- 22. 8. 1961 Paul Sälzer, Stahlkontrollleur
- 24. 8. 1961 Wilhelm Loch, Schichtbuchführer
- 24. 8. 1961 Josef Proch, Flämmer
- 28. 8. 1961 Fritz Gößling, Umschnecker

Hoesch AG Walzwerke Hohenlimburg

- 30. 8. 1961 Otto Vollmert, Profilzieher

Hoesch AG Rohrwerke

- 10. 8. 1961 Philipp Schütz, Rohrsäger
- 20. 8. 1961 Simon Maleska, Rohrglüher

Schmiedag AG

- 1. 8. 1961 Hugo Stockmann, Dreher
Werk Grüntal
- 5. 8. 1961 Anton Floren, Kontrolleur
Werk Grüntal
- 12. 8. 1961 Ludwig Schmidt, Dreher
Werk Grüntal
- 19. 8. 1961 Wilhelm Bergmann, Lohnbuchhalter
Werk Grüntal
- 25. 8. 1961 Hermann Wilkens, Gußschleifer
Werk Werdohl

Trierer Walzwerk AG

- 27. 8. 1961 Paul Fehl, Schreiner
Werk Langerfeld

Dörken AG

- 7. 8. 1961 Robert Solmecke, Schleifer

Rheinischer Vulkan, Chamotte- und Dinaswerke mbH

- 3. 8. 1961 Moritz Oesterreicher,
Maschinenformer

Claasen, Muth & Co. GmbH

- 29. 5. 1961 Walter Sus, Geschäftsführer

Im Selbstbedienungsladen des Lebens

von Jo Hanns Rösler

Da stand ich nun mit meinem Korb im Selbstbedienungsladen des Lebens, und die ganze Pracht und Herrlichkeit des Daseins lag vor mir. Ich griff munter zu und füllte meinen Korb aus dem vollen.

Gleich neben dem Eingang, wo die Körbe zum Mitnehmen standen, war die Abteilung der Kindheitsfreuden. Da hing das Schürzenband der Mutter, das Traummännlein und das Sandmännlein, da standen Osterhasen und Weihnachtsmänner, die Schultüten zum ersten Schultag, das Eislaufen im Winter und das Schwimmengehen im Sommer im kleinen Stadtbach, da hingen die ersten langen Hosen, und viel Spielzeug lag umher, der Schwarze Peter und das Blumenquartett, die Puppe, die Mama sagen konnte, und der kleine Affe, der trommelte. Ein Papierdrachen für den Herbstwind über dem Stoppelfeld, das Indianerspielen und Zeltebauen, die Springschnur und der große Fußball, alles nahm ich in meinen großen Korb, auch die Puppenküche und den Kaufmannsladen und die Karten für das Weihnachtsmärchen und einen Zirkusbesuch als Belohnung für gute Zensuren.

Dann trug ich meinen Einkaufskorb weiter zur Abteilung der ersten Liebe. Diese Abteilung im Selbstbedienungsladen des Lebens war besonders bunt und heiter und von Sonne überflutet. Da gab es klopfende Herzen und banges Erröten, Stelldichs unter der Bahnhofsuhr, einen Knochenbesuch zu zweit, von dem die Eltern nicht wissen durften, einen Strauß Wiesenblumen, selbst am Waldrand gepflückt, den ersten Tanzstundenball, einen Spaziergang durch den Stadtpark, den Mond, der über die Dächer schien, den ersten ungeschickten Kuß, und dann viele Packungen Liebesbriefe im gefütterten Umschlag, mit einem gemalten Herzen und einer gepreßten Blume, mit Immerdeins und Ewigdeins. Ich füllte meinen Korb reich damit, und obenauf legte ich aus dem letzten Regal die heimliche Verlobung, die öffentliche Verlobung, die Hochzeitsglocken und den Segen der Eltern.

Jetzt war mein Korb, mit dem ich durch den Selbstbedienungsladen schritt, schon ganz ansehnlich voll geworden, aber ich bediente mich weiter. Das Angebot war reich. Ich nahm die Freuden der ersten Ehejahre aus den Regalen, den ersten Streit und die erste Versöhnung, die kleine Wohnung und die neuen Möbel, den Küchenbalkon nicht zu vergessen, wo man jeden Morgen im Sommer frühstückt und den man mit Geranien schmückt. Ich ließ die Freunde unter den Nachbarn nicht aus, die zu Besuch kommen und die man wieder besucht, das erste Sparkassenbuch des jungen Paares, der Traum vom eigenen Haus und vom eigenen Wagen, das alles legte ich in meinen Korb. Und mit viel Liebe deckte ich mich ein, mit Geduld und Nachsicht und Verzeihen, dem zärtlichen Gutenachtkuß und dem frohen Kuß am Morgen, und ein paar Schritte weiter konnte ich unser erstes Kind in den Korb legen, unser zweites Kind, unser drittes Kind. Mein Korb war schon recht schwer geworden, aber noch immer ging ich weiter von Regal zu Regal; jetzt kamen die gewichtigeren, schwereren Dinge zum Mitnehmen: der Erfolg im Beruf, die Sicherheiten des Lebens, die Achtung der Mitbürger, das Ehrenamt in der Stadtverwaltung, der erste Schultag meiner Kinder und der letzte Schultag meiner Kinder und jene Minute, wo sie zu uns nicht mehr sagen: „Vater und Mutter, ich brauche...“, sondern wo sie sagen: „Vater und Mutter, braucht ihr...“

Weiter geht es, und wenn ich in meinen Korb blicke und die vielen Freuden sehe, die ich seit meinem Eintritt in diesen Lebensladen aus den Regalen genommen habe – und nicht nur ich, denn die Schar derer mit einem Einkaufskorb von Lebensfreuden geht in die Millionen und aber Millionen –, denke ich an jenen, der die Regale unsichtbar füllt, daß für jeden etwas da ist zum Mitnehmen, auch Tränen zum Weinen und Taschentücher zum Tränentrocknen. Nicht einmal ein Trostpflasterchen ist vergessen, und ich muß den Meister loben, der alles so wohl bedacht hat, daß keiner leer ausgeht und daß uns so viel zum Mitnehmen im Selbstbedienungsladen des Lebens zur Verfügung steht. Und wenn es nur einfache Sonntage sind oder der Duft der Blumen und die Luft des Waldes und der Flug der Schwalben und das Lied der Lerche und die Früchte, die reifen. Wir nehmen es uns einfach, wir gehen die Ladengasse entlang und nehmen mit, was uns gefällt.

Noch habe ich ein paar Regale vor mir und noch ein wenig Platz in meinem Korb, und was ich jetzt einpacke, ist schon härter verschnürt und gar nicht mehr bunt, aber es ist immer noch von einer Köstlichkeit, wenn auch manchmal ein wenig scharf wie Ingwerschokolade: das Wiedergesundwerden im Alter, das Nachlassen der Schmerzen im Bein, die Einsicht und Erkenntnis, das Glück des gemeinsamen Altwerdens und der späten Zweisamkeit eines Ehepaares – ich darf mit diesen Dingen noch meinen Einkaufskorb so voll packen, daß er überläuft, aber das Angebot der letzten Lebensfreuden, so unansehnlich sie jungen Leuten erscheinen mögen, ist so groß, daß ich nicht widerstehen kann und alles mitnehme aus dem reichen Angebot neben der Kasse.

„War alles zu Ihrer Zufriedenheit?“ fragt mich dann der hagere Mann an der Kasse. „Was hatten wir denn?“

Er blickt in meinen Korb und nickt zufrieden.

„Was habe ich zu bezahlen?“ frage ich.

„Das Leben“, sagt er.

Ich gebe ihm, was er verlangt, und während ich langsam hinausgehe und mir die Augen zum letztenmal vor Müdigkeit zufallen, daß ich sie nicht mehr aufschlagen werde, sehe ich gerade noch, wie ein neuer Mensch meinen leeren Korb nimmt.

Vornehmer Dank

Als ich noch jünger war, beklagte ich mich einmal über die Undankbarkeit eines Mannes, der nicht zuletzt durch mich zu seiner Stellung und seinem Ansehen gelangt war. Der vor Jahren verstorbene Bonner Physiker und Rektor der Universität Professor Konen, einer der geistvollsten Gelehrten des letzten Menschenalters, tröstete mich, indem er mir eine Geschichte erzählte:

„Es gibt zwei Arten der Dankbarkeit, die plumpe und die vornehme. Ich erinnere mich einer Erzählung, die mit allen Einzelheiten völlig gleichlautend von der Nordseeküste und vom Gestade des Pazifischen Ozeans berichtet wird.

Die Einwohner eines Dorfes sind zu einem Fest am Strande, nur ein altes Mütterchen, das abseits vom Dorf auf einem Hügel in einer armseligen, strohgedeckten Hütte wohnt, ist zu Hause geblieben. Da sieht sie über das Meer einen Orkan heranbrausen, der eine gewaltige Flutwelle vor sich hertreibt. Sie erkennt die Gefahr: In wenigen Minuten wird die Welle den Strand bis weit ins Land hinein überfluten und alles verschlingen, was jetzt in Lebensfreude am Strande jubelt. Sie will warnen, aber ihre Stimme ist brüchig und schwach und ihre Glieder sind steif, so daß sie nicht rechtzeitig zum Strand gelangen kann. Da fällt ihr Blick auf das Strohdach ihrer Hütte, und schon eilt sie zum Herdfeuer, reißt ein brennendes Scheit heraus und zündet ihr Dach an. Hoch schlägt die Flamme empor. Man sieht das Feuer vom Strande her, alles eilt herbei, um zu löschen oder doch den Brand aus der Nähe zu sehen. Kaum hat das letzte Tanzpaar den Strand verlassen, bricht die Woge über den Festplatz hinweg. Alle sind gerührt, als sie erfahren, wie das Mütterchen sie gerettet hat. – An der Nordsee sammelt man für sie, und bald entsteht ein hübsches Häuschen an der Stelle der niedergebrannten Hütte. Jeder gibt von seinem Hausrat, aus seinem Viehstall und von seinen Vorräten. Der Lebensabend der Alten ist vergoldet. In Ostasien denkt man anders. Der Dorfälteste, zugleich der Reichste, sagt in der Versammlung: Jedes Opfer ehrt den, der es bringt. Wenn man es vergilt, so ist es kein Opfer mehr, sondern ein Dienst. Wollen wir es wagen, die großen Gefühle der alten Frau zu entwerten und ihr das erhebende Bewußtsein zu nehmen, daß sie alles opferte, um uns zu retten? – Man sah sich erst verlegen an, dann lächelte man verständnisvoll, und alles rief: Welch wahrhaft königlicher Dank! – Und künftig freute sich jeder erneut, wenn das Mütterchen ihm bettelnd die Hand entgegenstreckte.

Sie, junger Freund“, schloß Professor Konen, „warten offenbar auf den plumpen Dank und verstehen gar nicht, wie vornehm der Dank dessen ist, der Ihrer Dienste nicht gedenkt...“

Gracian

WERK und WIR

Eine Zeitschrift für die Mitarbeiter der Hoesch Aktiengesellschaft. Herausgeber: Hoesch Aktiengesellschaft, Dortmund.

Verantwortlich für WERK UND WIR Hoesch Aktiengesellschaft: Dr. jur. Harald Koch. Redaktion: Erhard Jahn. Anschrift der Redaktion: Dortmund, Eberhardstraße 12. Telefon 8041. Fernschreiber 0822 294/0822 123. Grafische Gestaltung: Karl Georg Schmidt, Dortmund. Titel- und Rückseite: Erich Kreuzner, Dortmund. Druck: DuMont Presse, Köln.

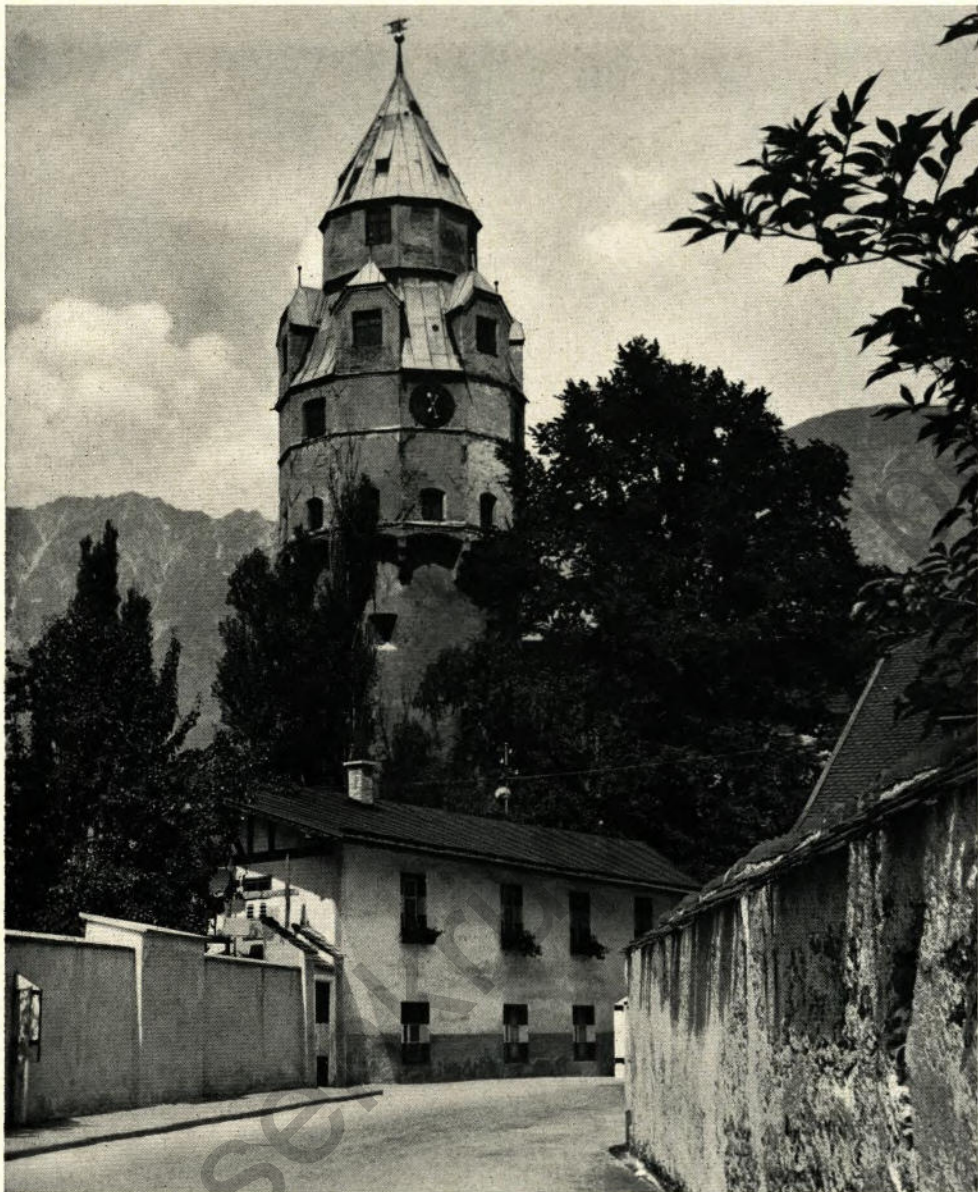
Verantwortlich für WERK UND WIR Hoesch Aktiengesellschaft Ausgabe WESTFALENHÜTTE, Seiten **1** bis **32**: Walter Hölkeskamp. Redaktion: Johannes Hoischen. Anschrift der Redaktion: Dortmund, Eberhardstraße 12. Telefon 8041. Fernschreiber 0822 123/0822 294. Druck: Westfalendruck, Dortmund.

Nachdruck von Beiträgen dieses Heftes honorarfrei gegen Quellenangabe und zwei Belegexemplare gestattet, ausgenommen die im Inhaltsverzeichnis mit **■** gezeichneten Berichte und die Beiträge auf dem Werkdruckblatt. WERK UND WIR erscheint monatlich und wird kostenlos an alle Belegschaftsmitglieder abgegeben.

Bildnachweis: Farbbinnenbilder: Kreuzner, Dortmund. Schwarz-Weiß-Aufnahmen: Arbert, Düsseldorf, dpa, laenderpress, Ullstein; Kampmann, Korte, Kreuzner, Photomatz, Steinfurth, alle Dortmund, und Werks- und Privataufnahmen.



1



2



3



Foto-Wettbewerb

Unser Foto-Wettbewerb läuft ständig. Alle Hoesch-Mitarbeiter können an ihm teilnehmen. Die Motive sind freigestellt. Die Mindestgröße der eingesandten Abzüge soll 9 × 12 Zentimeter betragen.

- | | |
|--------------------|--------------------------|
| 1 Hete Johannsmann | Hoesch Eisenhandel mbH |
| 2 Wolfgang Köller | Schmiedag AG |
| 3 Hermine Seyer | Hoesch AG Bergbau |
| 4 Theo Wiczorek | Hoesch AG Westfalenhütte |
| 5 Horst Kalitzky | Hoesch AG Westfalenhütte |



4



5

